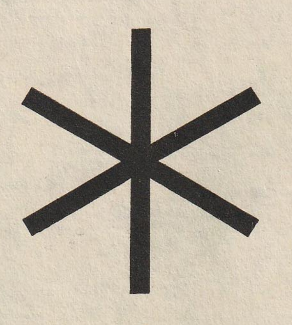
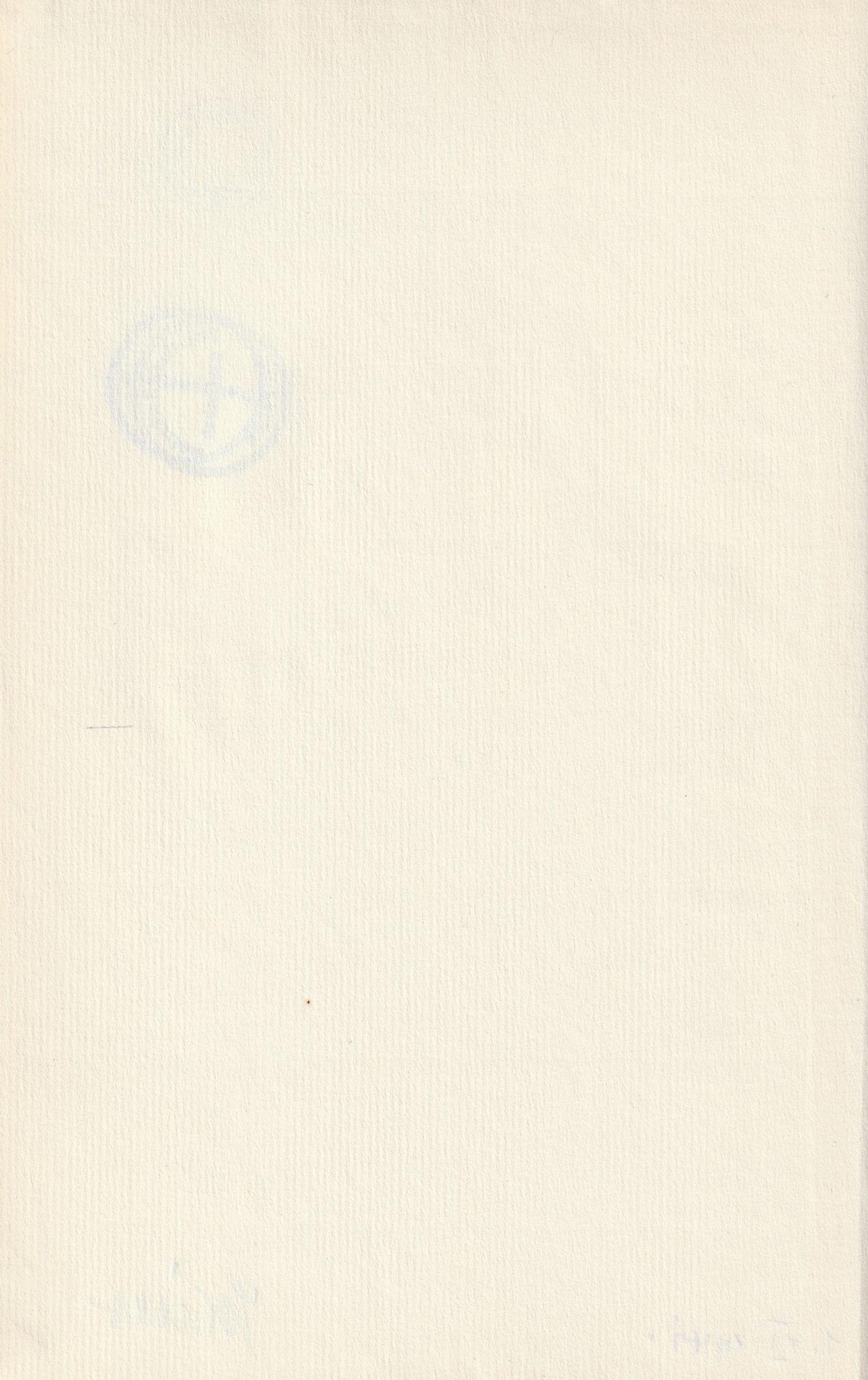
Tod und Unsterblichkeit






ex libris
* Kurz *


Phil.-theol. Hochschule
Bibliothek
St. Pölten
ausgeschieden



Deutsches Ahnenerbe

Reihe C: Volkstümliche Schriften

Geleitwort: Ein Volk lebt so lange glücklich in Gegenwart und Zukunft, als es sich seiner Vergangenheit und der Größe seiner Ahnen bewußt ist.

Heinrich Himmler
Reichsführer SS

Deutsches Ahnenerbe

Herausgegeben von der Forschungs- und Lehrgemeinschaft „Das Ahnenerbe"
Berlin-Dahlem

Reihe C:

Volkstümliche Schriften

Siebenter Band

Tod und Unsterblichkeit im Weltbild indogermanischer Denker

von

K. Schrötter und W. Wüst



Das Ahnenerbe / Berlin

Deutsches Ahnenerbe
Reihe C:
Volkstümliche Schriften

Tod und Unsterblichkeit im Weltbild indogermanischer Denker

von

K. Schrötter und W. Wüst

Zweite Auflage

Ahnenerbe-Stiftung Verlag / Berlin C2

Einbandentwurf Graphiker Oswald Weise, Leipzig

*

Printed in Germany

*

*

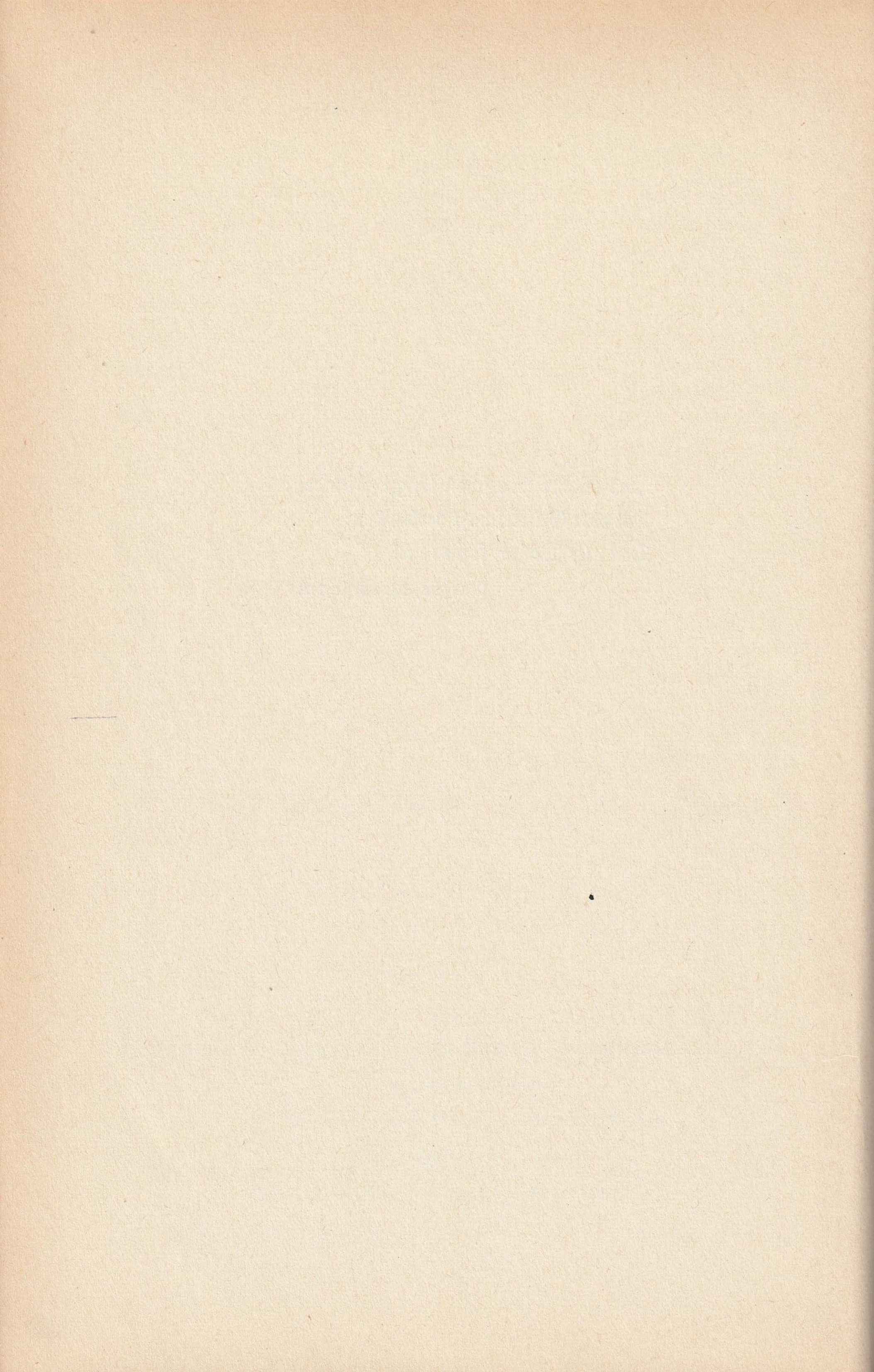
2. Auflage, 6. bis 10. Tausend

*

Satz und Druck der Offizin Haag-Drugulin in Leipzig

Das Wahre war schon längst gefunden,
Hat edle Geisterschaft verbunden,
Das alte Wahre, faß es an!

Goethe, Vermächtnis



Vorschau

Dieses Buch soll nicht ein wahlloses Sammelsurium aller je dagewesenen Unsterblichkeitsauffassungen, sondern ein Bekenntnis zu dem Erhabenen und Wahren sein, das durch Jahrtausende her von erleuchteten Geistern über Tod und Unsterblichkeit gelehrt worden ist. Mit vollem Bedacht ist aus diesem Denkgut nur das Eindringlichste und Anschaulichste aufgenommen worden. Das von des Gedankens Blässe allzu Angekränkelte wurde ebenso weggelassen wie Darlegungen, die in ihrer Zeitgebundenheit für uns unwesentlich geworden sind.

Damit war die Auswahl von vornherein eng begrenzt. Denn tief, wahr und anschaulich ist nur Weniges. Gleichsam von selbst ergab sich, daß nur der indogermanische Kulturkreis berücksichtigt werden konnte. Denn im wesentlichen finden wir nur in ihm Denker, die frei von abergläubischen Vorstellungen in kosmische Tiefen geblickt und aus dieser Schau heraus uns heute noch Gültiges zu sagen haben. Zu bedenken ist freilich, daß sich auch vor das wahnfreie Sinnen und Trachten nordischen Geistes Jahrhunderte lang fremdartige Zwangs- und Glaubensvorstellungen wie eine dichte Wolke gelagert hatten, durch die nur vereinzelte Strahlen dieses Geistes hindurchzubrechen vermochten.

So soll diese Sammlung dazu beitragen, unserer Zeit heiliges indogermanisches Ahnenerbe wiederzuschenken und es aus einer Geheimlehre für wenige Wissende zum lebendigen Glauben und Besitztum all derer zu machen, die sich um vertiefte Erkenntnis bemühen.

München, November 1938

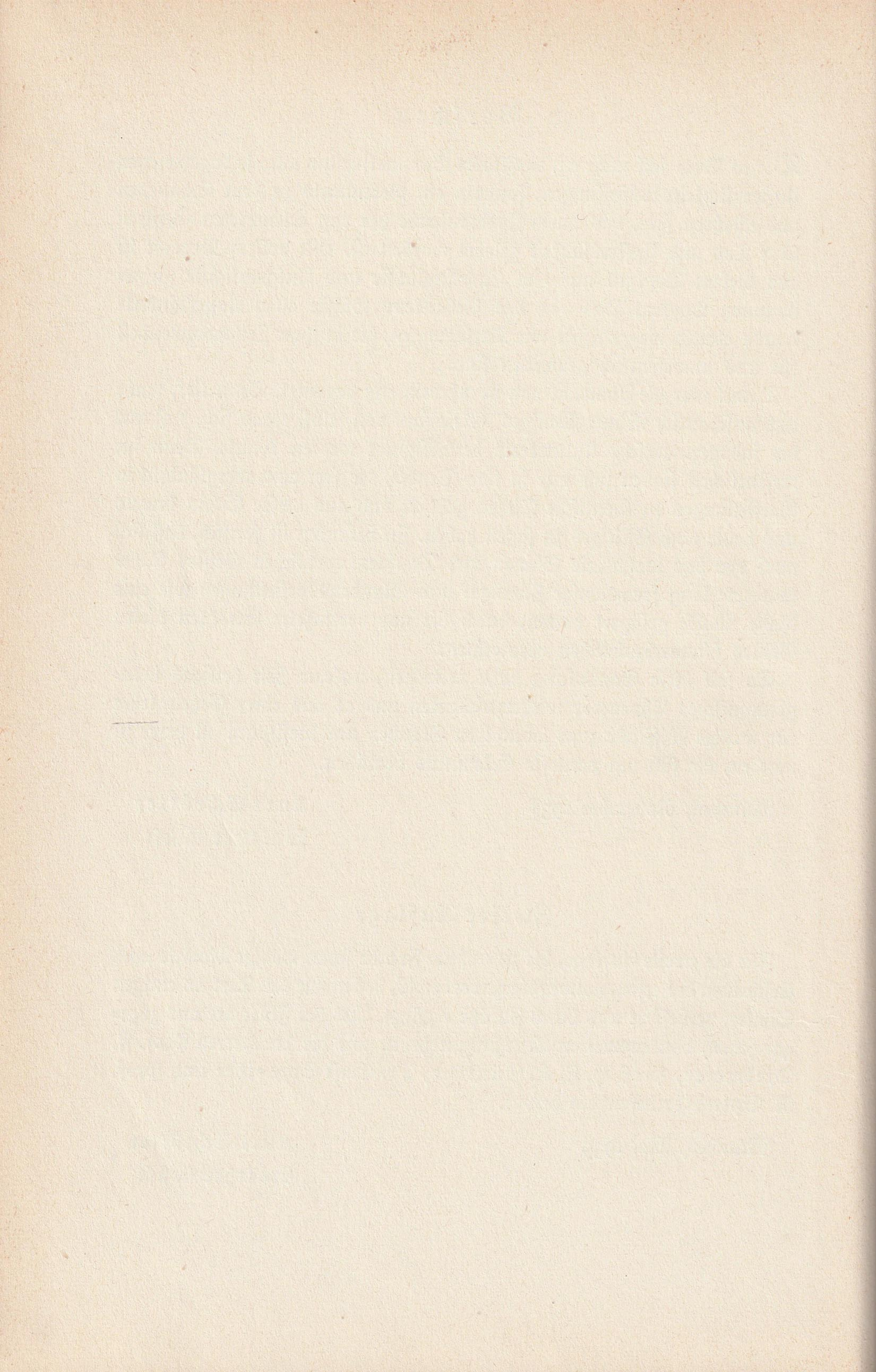
Kurt Schrötter
Walther Wüst

Zweite Auflage

Für die zweite Auflage, die zu unserer Freude schon wenige Monate nach Erscheinen der ersten notwendig geworden ist, haben wir den Text an einigen Stellen verbessert und durch Zusätze ergänzt. Aus der Fülle der uns zugegangenen, dankenswerten Anregungen heben wir die der Herren Prof. F. Dirlmeier, Prof. H. F. K. Günther, Dr. Ernst Schneider und Prof. R. Spindler besonders hervor.

München, Mai 1939

Kurt Schrötter
Walther Wüst



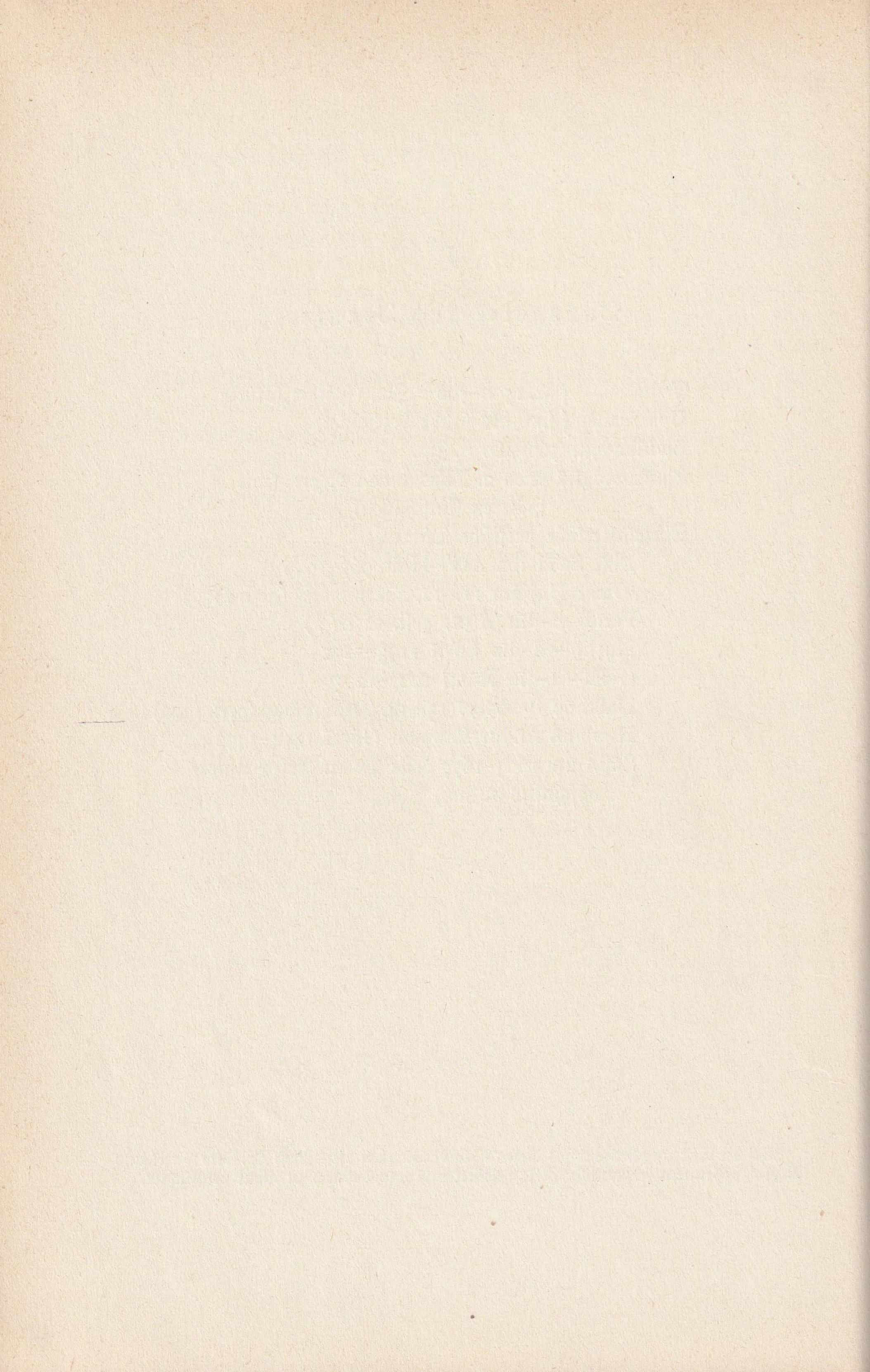
Inhaltsverzeichnis

I

Indoarier und Iranier

Veda } rd. 1500–500 v. Zw. (spätere Stücke
Upaniṣaden } sind als solche bezeichnet)
Buddha um 560–480 v. Zw.
Bhagavadgītā etwa 2. Jahrhundert v. Zw. (mit
späteren Einschüben)
Mittelalterliche persische Dichtung
Abū Sa'īd ibn Abi'l Ḫair 967–1049
'Omar Ḫajjām 11.–12. Jahrhundert (gest. 1132)
Ferīd-ed-dīn 'Aṭṭār gest. 1230 (?)
Muṣliḥ-ed-dīn Sa'dī 1193–1292
Ǧelāl-ed-dīn Rūmī 1207–1273
Maḥmūd Šebisterī 13.–14. Jahrhundert (gest. 1320)
Mewlānā Abdur-Raḥmān Ǧāmī 1414–1492
Ṣā'ib um 1603–1677 (alle Daten dieses Unterabschnitts n. Zw.)

Bei der Sichtung des Stoffes dieses Abschnitts haben die Herren Dr. Otto Paul und Karl Hoffmann freundliche Hilfe geleistet und uns dadurch zu Dank verpflichtet.



Nicht war Nichtseiendes, nicht Seiendes war damals,
Nicht war Luftraum, nicht Firmament über ihm.
Was webte damals? Wo? In wessen Schutze?
War etwa Nebel das unergründlich Tiefe?

Nicht Tod nicht Leben war da,
Nicht unterscheidendes Merkmal zwischen Nacht und Tag.
D a s atmete; jedoch in eigner Weise, ohne Hauch, das E i n e.
Von ihm verschieden war sonst nichts vorhanden.

Dunkel war im Anfange, von Dunkel verborgen,
Alles „Dieses" war ein unbestimmtes Gewoge.
Durch dieses Nichtige war das Wundersame zugedeckt,
Aber durch die Macht seiner Glut brachte es sich selbst zum Entstand.

Ṛgveda X 129, 1—3
Rudolf Otto, Gottheit und Gottheiten der Arier (Gießen 1932) Seite 129, 130

Er war der Urkeim, den die Wasser bargen,
In dem die Götter all versammelt waren,
Der Eine, eingefügt der ew'gen Nabe,
In der die Wesen alle sind gewurzelt.

Ṛgveda X 82, 6
Paul Deussen, Allgemeine Geschichte der Philosophie (Leipzig 1915[3])
I. Bd. 1. Abtlg. Seite 139

Er ist der Gott in allen Weltenräumen,
Vordem geboren und im Mutterleibe;
Er ward geboren, wird geboren werden,
Ist in den Menschen und allgegenwärtig.

Umwandelnd alle Wesen, alle Welten,
Umwandelnd alle Gegenden und Pole,
Drang durch er zu der Ordnung Erstgebornem,
Ging ein mit einem Selbste in das Selbst er.

Vājasaneyi-Saṁhitā XXXII 4, 11
Deussen, a. a. O. Seite 292, 294

Als Träger wird getragen er und trägt selbst,
Der eine Gott, der einging in die vielen;
Wenn er es müde wird, die Last zu tragen,
Wirft er sie ab und rüstet sich zur Heimkehr.

Er heißt des Todes Ursach' und des Lebens,
Er heißt der Träger, und er heißt der Hüter; –
Der ward getragen, wird getragen, trägt selbst,
Der ihn erkennt in Wahrheit als den Träger.

Manchen verläßt er, kaum daß er geboren,
Und manchen nicht, selbst wenn er alt geworden;
Oft rafft er viele weg an einem Tage,
Der nimmermüde Gott, stets anzuflehen.

Wer das versteht, woher er ist entsprungen,
Und wie er mit dem Brahman hängt zusammen,
Den macht er froh, selbst wenn er alt und krank ist,
Den wird er nicht schon vor der Zeit verlassen.

Taittirīya-Āraṇyaka III 14, 1—4
Deussen, a. a. O. Seite 299, 300

Du bist das Weib, du bist der Mann,
Du bist der Knabe und das Mädchen,
Als Greis wankst du am Stock einher,
Du bist nach der Geburt allüberall.

Auch bist du dieser (Menschen) Vater oder Sohn,
Der Älteste von diesen oder auch der Jüngste,
Der eine Gott ging in das Denken ein,
Er ist zuerst geboren und ist auch im Mutterleibe.

Die ew'ge (Göttin) hier, in Urzeit schon entstanden,
Diese uralte (Göttin) hat umfaßt das ganze Weltall,
Die große Göttin, alle Morgen
Schaut sie mit einem Auge, das sich öffnet.

Atharvaveda X 8, 27, 28, 30
Max Lindenau, Zeitschrift für Indologie und Iranistik III Seite 258

Atmend ruht das Leben und ist doch schnellen Ganges,
sich regend und doch fest inmitten der Flüsse.
Die Seele des Toten wandert nach eigenem Willen.
Die unsterbliche (Seele) ist gleichen Ursprungs mit dem Sterblichen.

Ṛgveda I 164, 30
Karl F. Geldner, Der Rigveda. Übersetzt und erläutert. Erster Teil
(Göttingen—Leipzig 1923) Seite 210

„Was gewinnt man denn durch den Sohn, den alle wünschen, die Einsichtigen und die Toren? Das erkläre mir, o Nārada!"

„In ihm zahlt er seine Schuld und erlangt die Unsterblichkeit, wenn der Vater seines neugebornen lebenden Sohnes Antlitz sieht.

Soviel Genüsse für die Lebenden die Erde hat, soviel das Feuer, soviel das Wasser, noch mehr Genuß hat der Vater an seinem Sohn.

Immer sind die Väter durch einen Sohn der dichten Finsternis entgangen, denn als sein Selbst ward er aus seinem Selbst geboren. Er ist das über den Strom hinübertragende Schiff.

Was soll der Schmutz, das Tierfell, der struppige Bart, die Kasteiung? Erstrebet einen Sohn, ihr Brahmanen, der ist die unbestrittene Welt!"

Aitareya-Brāhmaṇa VII 13
K. F. Geldner, Vedismus und Brahmanismus (Tübingen 1928) Seite 53

In den Kindern pflanzest du dich fort, das ist, o Sterblicher, deine Unsterblichkeit.

Taittirīya-Brāhmaṇa I 5, 5, 6
Geldner, a. a. O. Seite 76

Naciketas: „Über den toten Menschen besteht ein Zweifel. ‚Er ist‘ so sagen die Einen ‚er ist nicht‘, so die Anderen. Das möchte ich, von dir unterrichtet, wissen. Das ist der dritte Wunsch der Wünsche“.

Yama: „Auch die Götter haben ehedem darüber Zweifel gehegt, denn nicht leicht verständlich, eine ganz feine Eigenheit ist dies. Bitte dir einen anderen Wunsch aus, Naciketas; setze mir nicht zu, erlasse mir diesen“!

Naciketas: „Auch die Götter sollen darüber Zweifel gehegt haben, und du, Tod, sagst, daß es nicht leichtverständlich sei, und ein anderer Lehrer gleich dir ist nicht zu finden. Kein anderer Wunsch kommt diesem gleich“.

Yama: „Wünsche dir Söhne und Enkel, die hundert Jahre leben, viel Vieh, Elefanten, Gold und Rosse. Wünsche dir ein großes Stück Landes und lebe du selbst so viele Jahre, als du willst!

Wünsche dir, wenn du ihn jenem für gleichwertig hältst, als Wunsch Reichtum und langes Leben! Sei, Naciketas, ein Großer auf Erden! Ich will dich aller Wünsche teilhaft machen.

Bitte dir nach Belieben alle Wünsche aus, die in der Menschenwelt schwer erreichbar sind. Hier diese schönen Frauen samt Karossen und Musik — denn solche können Menschen nicht bekommen — die schenke ich dir, laß dich von ihnen bedienen, Naciketas, frage dem Sterben nicht weiter nach“!

Naciketas: „Die neuen Morgen, o Tod, machen alt, was der Sterbliche an Schärfe aller Sinne besitzt. Auch ein volles Leben ist nur kurz, behalte für dich die Wagenpferde, für dich Tanz und Gesang!

...

Worüber sie jenen Zweifel hegen, o Tod, was bei dem großen Gang ins Jenseits wird, das sage uns. Diesen Wunsch, der in das Geheimnis eindringt, keinen andern als diesen erbittet Naciketas“.

Yama: „... Du hast die lieben, lieblich anzusehenden Lüste, wohlbedenkend, ausgeschlagen, Naciketas. Nicht hast du jenes in irdischem Besitz bestehende Angebot angenommen, an dem die vielen Menschen hängen.

Weit gehen beide in entgegengesetzter Richtung auseinander, die Unwissenheit und was man unter dem Wissen versteht. Ich erkenne dich, Naciketas, als wißbegierig, nicht haben dich die vielen Lüste irre gemacht“.

...

„Wenn der Erschlager meint, daß er erschlage, und wenn der Erschlagene meint, er sei erschlagen, so irren diese beiden: er erschlägt nicht, und wird nicht erschlagen.

Kleiner als klein, größer als groß ist der Ātman im verborgenen Winkel der Kreatur versteckt. Der Wunschlose erschaut, des Schmerzes ledig, durch die Gnade des Schöpfers diese Herrlichkeit des Ātman.

Sitzend wandert er in die Ferne, liegend geht er allerwärts. Wer außer mir vermag den Gott, der zugleich Wonne und Nichtwonne ist, zu begreifen?

Wer den Körperlosen in den Körpern, in den Ruhelosen den Beharrenden, den großen allgegenwärtigen Ātman begriffen hat, der Weise leidet nicht mehr Schmerz.

...

Wer diese die Süßigkeit genießende Seele, das Leben, unmittelbar als den Herrn von Vergangenheit und Zukunft versteht, vor dem sucht er sich nicht mehr zu verbergen. — Der ist es.

...

Was es hier ist, das ist es auch dort; was es dort ist, das ist es entsprechend auch hier. Von Tod zu Tod fährt der, der in ihm eine Verschiedenheit zu sehen glaubt.

...

Wohlan ich will dich jenes geheimnisvolle, von Ewigkeit bestehende Brahman lehren, und wie es der Seele ergeht, wenn sie zum Sterben kommt, o Gautama.

Die Einen gehen in einen Mutterschoß ein als eingekörperte Seelen zur Leiblichkeit. Andere gelangen in eine Baumwurzel je nach ihrem Werk und ihren Kenntnissen.

...

Wie das eine Feuer, wenn es in die Kreatur einzieht, sich jeglicher Form anpaßt, so paßt sich auch der Eine als Innenseele aller Wesen jeglicher Form an und bleibt doch außerhalb.

...

Die Weisen, die im eigenen Ich wiedererkennen jenen einzigen Gebieter, der als Innenseele aller Wesen seine eine Form vervielfältigt, denen wird das ewigwährende Glück zuteil, nicht den anderen.

Die Weisen, die im eignen Ich den wiedererkennen, der als der einzige Bewußte unter den vielen Bewußten, als der Unvergängliche der Vergänglichen die Wünsche weckt, denen wird der ewige Friede zuteil, nicht den anderen".

* * *

Und Naciketas, als er diese vom Tod verkündete Wissenschaft ... empfangen hatte, fand das Brahman und wurde von den Schlacken und vom Tod befreit, und ebenso auch jeder andere, der die Überseele erkennt.

Kāṭhaka-Upaniṣad I 20—26, 29; II 3, 4, 29—22; IV 5, 10; V 6, 7; V 9, 12, 13; VI 18

K. F. Geldner, Vedismus und Brahmanismus (Tübingen 1928) Seite 159, 160, 162, 165, 166, 167, 169

Wie aus dem wohlentflammten Feuer die Funken,
Ihm gleichen Wesens, tausendfach entspringen,
So geh'n, o Teurer, aus dem Unvergänglichen
Die mannigfachen Wesen
Hervor und wieder in dasselbe ein.

Muṇḍaka-Upaniṣad II 1, 1
Paul Deussen, Sechzig Upanishad's des Veda (Leipzig 1897) Seite 550

Gleichwie die Spinne durch den Faden aus sich herausgeht, wie aus dem Feuer die winzigen Fünklein entspringen, also auch entspringen aus diesem Ātman alle Lebensgeister, alle Welten, alle Götter, alle Wesen.

Wie eine Raupe, nachdem sie zur Spitze des Blattes gelangt ist, einen andern Anfang ergreift und sich selbst dazu hinüberzieht, so auch die Seele, nachdem sie den Leib abgeschüttelt und das Nichtwissen losgelassen hat, ergreift sie einen andern Anfang und zieht sich selbst dazu hinüber . . .
Je nachdem einer nun besteht aus diesem oder aus jenem, je nachdem er handelt, je nachdem er wandelt, danach wird er geboren; wer Gutes tat, wird als Guter geboren, wer Böses tat, wird als Böser geboren, heilig wird er durch heiliges Werk, böse durch böses.

Wer angelangt zum Endziele
Der Werke, die er hier begeht,
Der kommt aus jener Welt wieder
Zu dieser Welt des Werks zurück.

Bṛhadāraṇyaka-Upaniṣad II 1, 20; IV 4, 3, 5, 6
Deussen, a. a. O. Seite 411, 475—77

„Yājñavalkya", so fuhr er fort, „wann von diesem Menschen, so er gestorben ist, die Rede in das Feuer eingeht, der Lebenshauch in den Wind, das Auge in die Sonne, der Denksinn in den Mond, das Gehör in die Weltgegenden, der Leib in die Erde, die Seele in den Äther, die Leibeshaare in die Pflanzen, die Haupthaare in die Bäume, Blut und Samen im Wasser aufbewahrt werden, wo bleibt dann der Mensch?" „Reiche mir die Hand, mein lieber Ārtabhāga; nur wir zwei wollen dies erkunden. Das können wir aber nicht vor allen Leuten." Sie gingen hinaus und berieten sich, und wovon sie sprachen, es war das Werk, von dem sie sprachen, und was sie priesen, es war das Werk, das sie priesen: „Durch gutes Werk wird man nämlich ein Guter, durch böses Werk wird man ein Böser."

Bṛhadāraṇyaka-Upaniṣad III 2, 13: Zwiegespräch zwischen Ārtabhāga und Yājñavalkya
Geldner, a. a. O. Seite 120

„Diese Ströme, mein Lieber, fließen im Osten ostwärts, im Westen westwärts; die gehen von Meer zu Meer, sie werden selber zum Meere. Wie diese da nicht mehr wissen: ich bin dieser, ich bin jener Strom, ebenso, mein Lieber, wissen nämlich alle diese Geschöpfe, wenn sie aus dem Seienden zurückgekehrt sind, nicht mehr, daß sie aus dem Seienden zurückkehren: sie werden als das wiedergeboren, was gerade sie hier sind, sei es Tiger oder Löwe oder Wolf oder Eber oder Wurm oder Motte oder Bremse oder Mücke. Was dieses feine Ding ist, derartig ist die ganze Welt, das ist das Reale, das ist der Ātman, das bist du, Śvetaketu."

...

„Wenn man, mein Lieber, diesen großen Baum an der Wurzel anhiebe, so würde er bluten, aber leben; wenn man ihn in der Mitte anhiebe, so würde er bluten, aber leben; wenn man ihn an der Krone anhiebe, so würde er bluten, aber leben. Er ist vom Leben, von der Seele erfüllt und steht mit den Wurzeln sich vollsaugend fröhlich da. Wenn das Leben seiner Zweige einen verläßt, so verdorrt dieser; wenn es den zweiten verläßt, so verdorrt dieser; wenn es den dritten verläßt, so verdorrt dieser. Verläßt es den ganzen Baum, so verdorrt er ganz. Ebenso, mein Lieber, wisse", so sprach jener: „Vom Leben verlassen stirbt allerdings dieser Leib, aber nicht stirbt das Leben". Was dieses feine Ding ist, derartig ist die ganze Welt, das ist das Reale, das ist der Ātman, das bist du, Śvetaketu."

Chāndogya-Upaniṣad VI 10, 1, 2; VI 11, 1—3: Belehrung des Śvetaketu durch seinen Vater Āruṇi

Geldner, a. a. O. Seite 114

Nun also das, was zwischen Vater und Sohn üblich ist, was man auch das Vermächtnis nennt. Wenn der Vater sich dem Tod nahe fühlt, so ruft er seinen Sohn. Nachdem er das Haus mit frischem Gras belegt, das Feuer angeschürt und einen Krug mit Wasser nebst einer Trinkschale neben sich gesetzt hat, soll er selbst, mit einem neuen Gewand bekleidet, daliegen. Der Sohn, wenn er gekommen ist, legt sich über ihn und berührt mit seinen Sinnesorganen die des Vaters. Oder er übergibt ihm, während dieser ihm gegenüber sitzt, das Vermächtnis: „Meine Rede will ich in dich legen", so spricht der Vater. „Ich nehme deine Rede in mich auf", so der Sohn. „Meinen Odem will ich in dich legen", so der Vater; „deinen Odem nehme ich in mich auf", so der Sohn. „Mein Gesicht will ich in dich legen", so der Vater; „dein Gesicht nehme ich in mich auf", so der Sohn. „Mein Gehör will ich in dich legen", so der Vater; „dein Gehör nehme ich in mich auf", so der Sohn. „Meinen Speisegeschmack will ich in dich legen", so der Vater; „deinen Speisegeschmack nehme ich in mich auf", so der Sohn. „Meine Werke will ich in dich legen", so der Vater; „deine Werke nehme ich in mich auf", so der Sohn. „Meine Freude und mein Leid will ich in dich legen", so der Vater; „deine Freude und dein Leid nehme ich in mich auf", so der Sohn. „Mein Lustgefühl, Wollust und Fortpflanzung will ich in dich legen", so der Vater; „dein Lustgefühl, Wollust und Fortpflanzung nehme ich in mich auf", so der Sohn. „Meinen Gang will ich in dich legen", so der Vater; „deinen Gang nehme ich in mich auf", so der Sohn. „Meine Gedanken, Erkenntnisse und Wünsche will ich in dich legen", so der Vater; „deine Gedanken, Erkenntnisse und Wünsche nehme ich in mich auf", so der Sohn.

Wenn er aber nicht mehr deutlich sprechen kann, so soll er in aller Kürze sagen: „Meine Lebensgeister will ich in dich legen", so der Vater; „deine Lebensgeister nehme ich in mich auf", so der Sohn. Dann entfernt er sich, den Vater zur Rechten behaltend, gen Osten, und der Vater ruft ihm nach: „Ehre, Erleuchtung im heiligen Wissen, Nahrung und Ruhm sollen bei dir einkehren." Jener blickt über die linke Schulter nach ihm zurück, indem er sich mit der Hand bedeckt oder mit dem Saum des Gewandes verhüllt und spricht: „Erreiche die Himmelswelten und deine Wünsche!"

Kauṣītaki – Upaniṣad II 15
Geldner, a. a. O. Seite 65 unten und f.

Nachdem schon tausendfach vormals
In Mutterschößen ich geweilt,
Genoß ich mancherlei Nahrung
Und trank schon manche Mutterbrust.
Geboren ward ich, starb wieder
Und wurde stets geboren neu.

Garbha-Upaniṣad (spät) 4
Deussen, a. a. O. Seite 609

So im Kreislauf des Samsāra,
Wie Schöpfeimer am Wasserrad
Umlaufen, kommt er stets wieder
Im Mutterschoße zur Geburt.

Yogatattva-Upaniṣad (spät) 5
Deussen, a. a. O. Seite 670

Sieh auf die Früheren rückwärts,
Sieh vorwärts auf die Folgenden;
Zur Ernte reift der Mensch korngleich,
Korngleich ersteht er wieder neu.

Kāṭhaka-Upaniṣad I 6
Deussen, a. a. O. Seite 267

„Maitreyī!", so sprach Yājñavalkya, „ich werde nun diesen Stand aufgeben; wohlan! so will ich zwischen dir und der Kātyāyanī da Teilung halten." –

Da sprach Maitreyī: „Wenn mir nun, o Herr, diese ganze Erde mit allem ihrem Reichtume angehörte, würde ich wohl dadurch unsterblich sein?" – „Mit nichten!" sprach Yājñavalkya, „sondern wie das Leben der Wohlhabenden, also würde dein Leben sein; auf Unsterblichkeit aber ist keine Hoffnung durch Reichtum." –

Da sprach Maitreyī: „Wodurch ich nicht unsterblich werde, was soll ich damit tun? Teile mir lieber, o Herr, das Wissen mit, welches du besitzest." –

Yājñavalkya sprach: „Lieb, fürwahr, bist du uns, und Liebes redest du; komm, setze dich, ich werde es dir erklären, du aber merke auf das, was ich dir sage." Und er sprach:

. . .

„Das Selbst, fürwahr, soll man sehen, soll man hören, soll man verstehen, soll man überdenken, o Maitreyī; fürwahr, wer das Selbst gesehen, gehört, verstanden und erkannt hat, von dem wird diese ganze Welt gewußt.

. . .

Mit diesem ist es wie mit einem Salzklumpen, der, ins Wasser geworfen, sich in dem Wasser auflöst, also daß es nicht möglich ist, ihn wieder herauszunehmen, woher man aber immer schöpfen mag, überall ist es salzig; – also, fürwahr, geschieht es auch, daß dieses große, endlose, uferlose, aus lauter Erkenntnis bestehende Wesen aus diesen Elementen (Erde, Wasser, Feuer, Luft, Äther) sich erhebt und in sie wieder mit dem Leibe untergeht . . ."

Bṛhadāraṇyaka-Upaniṣad II 4, 1—4, 5b, 12: Zwiegespräch zwischen Maitreyī und Yājñavalkya
Deussen, a. a. O. Seite 416, 417 und 418

Fürwahr, dieses große, ungeborne Selbst ist nicht alternd, nicht welkend, unsterblich, furchtlos, ist das Brahman. Furchtlos, fürwahr, ist das Brahman; und zu diesem furchtlosen Brahman wird, wer solches weiß.

Bṛhadāraṇyaka-Upaniṣad IV 4, 25
Deussen, a. a. O. Seite 480

In diesem großen Brahmarade, in dem alles lebt und alles zur Ruhe kommt, schweift der Schwan (die Einzelseele) umher und weiß sich von dem Treiber des Rades verschieden. Damit zufrieden geht er dann zur Unsterblichkeit ein.

Śvetāśvatara-Upaniṣad (später als das 5. Jhrdt. v. Zw.) I 6
Alfred Hillebrandt, Aus Brahmanas und Upanisaden (Jena 1921) Seite 126

Der Allwirkende, Allwünschende, Allriechende, Allschmeckende, das All Umfassende, Schweigende, Unbekümmerte, dieser ist meine Seele im innern Herzen, dieser ist das Brahman, zu ihm werde ich, von hier abscheidend, eingehen. – – Wem dieses ward, fürwahr, der zweifelt nicht!

Der Schauende schaut nicht den Tod,
Nicht Krankheit und nicht Ungemach;
Das All nur schaut der Schauende,
Das All durchdringt er allerwärts.

Chāndogya-Upaniṣad III 14, 4; VII 26, 2
Deussen, a. a. O. Seite 110 und 186

Eine ist die Geschöpfseele,
Sie weilt in jeglichem Geschöpf,
Einheitlich und doch vielheitlich
Erscheint sie wie der Mond im Teich;

Wie der Raum, den der Krug einschließt,
Denn wenn der Krug zerbrochen wird,
Bricht nur der Krug, der Raum bricht nicht,
Das Leben ist dem Kruge gleich.

Brahmabindu-Upaniṣad (spät) 12, 13
Deussen, a. a. O. Seite 648

Wenn er diesen Ātman unmittelbar als den Gott erkennt, als den Herrn der Vergangenheit und Zukunft, so sucht er sich nicht mehr vor ihm zu verbergen.

Nur als Einheit muß man sich diese Welt vorstellen, als unvergänglich, dauernd. Jenseits des Raums ist der schlackenlose, ungeborene, große, dauernde Ātman.

Bṛhadāraṇyaka-Upaniṣad IV 4, 15; IV 4, 20
K. F. Geldner, Vedismus und Brahmanismus (Tübingen 1928) Seite 130

Wer im Selbst alle Wesen wahrnimmt und sein Selbst in allen Wesen, hegt keinen Zweifel mehr.

Wer erkennt, in wem das Selbst zu allen Wesen sich entfaltete, was bedeutet für den, der die Einheit erkennt, noch Verwirrung und Kummer?

Īśā-Upaniṣad 6, 7

Alfred Hillebrandt, Aus Brahmanas und Upaniṣaden (Jena 1921) Seite 125

Wer Werden und Zunichtwerden
Beide (als nicht vorhanden) weiß,
Der überschreitet durch beides
Den Tod und hat Unsterblichkeit.

Īśā-Upaniṣad 14

Deussen, Sechzig Upanishad's des Veda (Leipzig 1897) Seite 527

Manche halten die Weltschöpfung
Für eine Machtentfaltung nur,
Andre wieder für Traum halten
Die Schöpfung und für Blendwerk nur.

Viele lassen die Weltschöpfung
Auf Wunsch Gottes allein entstehn,
Andre glauben, die Zeit habe
Alle Wesen hervorgebracht.

Zum Genuß sich, zum Spielzeuge
Schuf sie Gott, meinen andere; –
Nein! sie ist Gottes Selbstwesen!
Was kann wünschen, wer alles hat?

In anfanglosem Weltblendwerk
Schläft die Seele; wenn sie erwacht,
Dann wacht in ihr das zweitlose
Schlaf- und traum-lose Ewige.

Als Blendwerk nur besteht Spaltung
Jenes Einzigen, Ewigen,
Denn wäre Spaltung in Wahrheit,
Sterblich würde, was ewig ist.

Wer geistumnachtet, sieht werdend
Alles, ein Ew'ges kennt er nicht;
In Wahrheit alles ist ewig,
Vernichtetwerden gibt es nicht.

Māṇḍūkya-Kārikā I 7—9, 16; III 19; IV 57 des Gauḍapāda (nach ind. Überlieferung der Lehrer des Lehrers Śankaras, also um die Mitte des 8. Jhrdts. n. Zw.)
Deussen, a. a. O. Seite 579, 580, 589, 599

Wer lebt so, wie es ihm gefällt, in seinen Sinnen nicht bezähmt,
Nicht Maß in seiner Speise hält, ein träger Mensch, ein Schwächling ist,
Den wirft zu Boden hin der Tod wie einen morschen Baum der Wind.

Wie ein Gefäß den Erdenleib betrachtend,
Wie eine Burg den eignen Geist befestigend,
Bezwing den Tod man durch der Einsicht Waffe
Und wahre seinen Sieg, das Herz nicht bindend.

Gleichwie der Hirte mit dem Stab die Kühe in die Hürde treibt,
So treibt das Alter und der Tod das Leben der Lebend'gen fort.

Dhammapadam 7; 40, 135. Eine zum buddhistischen Canon gehörige Spruchsammlung in deutscher Übersetzung herausgegeben von Leopold von Schroeder (Leipzig 1892) Seite 2, 3, 13 und 42

Wenn er, vom Tode überfallen, das menschliche Dasein aufgibt,
Was bleibt ihm dann zu eigen? Was nimmt er mit beim Hingang?
Was folgt ihm dann nach wie der nie weichende Schatten?
Beides, Verdienst und Sünde, was der Mensch hier tut,
Das bleibt ihm zu eigen, und das nimmt er mit beim Hingang,
Und das folgt ihm nach wie der nie weichende Schatten.

Saṁyutta-Nikāya I 72. Die in Gruppen geordnete Sammlung aus dem Pāli-Kanon der Buddhisten zum erstenmal ins Deutsche übertragen von Wilhelm Geiger (München-Neubiberg 1930) I Seite 115 unten und f.

Das ist gerade so, o Bhikkhu, wie wenn da ein großer Felsenberg wäre, eine Meile lang, eine Meile breit, eine Meile hoch, ohne Spalt, ohne Riß, lauter feste Masse; und es streifte immer nach Ablauf eines Jahrhunderts je einmal ein Mann daran mit einem Gewand aus Benaresseide: schneller ja würde, o Bhikkhu, der große Felsenberg durch solches Verfahren aufgebraucht und ginge zu Ende, als ein Weltalter.

So lang, o Bhikkhu, ist ein Weltalter. Von solch langen Weltaltern, o Bhikkhu, wurden viele Weltalter, viele Hunderte von Weltaltern, viele Tausende von Weltaltern, viele Hunderttausende von Weltaltern bei dem Umlauf der Geburten durchmessen.

Warum das? Unbekannten Anfangs, ihr Bhikkhus, ist dieser Umlauf der Geburten ...

Saṁyutta-Nikāya II 181
Wilhelm Geiger, a. a. O. II Seite 239, 240

Und daher weiß ich, daß mein Selbst und die Welt ewig ist, neues nicht hervorbringend, unwandelbar wie ein Berg, feststehend ohne Wanken wie ein Pfeiler, daß zwar die Lebewesen sich hin- und herbewegen, im Saṁsāra wandern, abscheiden und wieder erscheinen, daß es sich aber nur um ewig sich gleich Bleibendes handelt.

Dīghanikāya I 1, 31. Das Buch der langen Texte des buddhistischen Kanons in Auswahl übersetzt von R. Otto Franke (Göttingen und Leipzig 1913) Seite 23

Der Erhabene sprach

Du redest gut, allein du klagst um die, die nicht beklagenswert,
Nicht Tote, noch auch Lebende beklagt jemals der Weisen Schar.
Nie war die Zeit, da ich nicht war, und du und diese Fürsten all,
Noch werden jemals wir nicht sein, wir alle, in zukünftger Zeit!
Denn wie der Mensch in diesem Leib Kindheit, Jugend und Alter hat,
So kommt er auch zu neuem Leib, – der Weise wird da nicht verwirrt.
Der Atome Berührung nur ist kalt und warm, bringt Lust und Leid,
Sie kommen, gehen, ohn' Bestand, – ertrage sie, o Bhârata!
Der weise Mann, den diese nicht erregen, o du starker Held,
Der Leid und Lust gleichmütig trägt, der reift für die Unsterblichkeit.
Es gibt kein Werden aus dem Nichts, noch wird zu Nichts das Seiende!
Die Grenze beider ist erschaut von denen, die die Wahrheit schaun.
...
Vergänglich sind die Leiber nur, – in ihnen weilt der ew'ge Geist,
Der unvergänglich, unbegrenzt – drum kämpfe nur, du Bhârata!
Wer denkt, es töte je der Geist oder werde getötet je,
Der denkt nicht recht! Er tötet nicht, noch wird jemals getötet er.
Niemals wird er geboren, niemals stirbt er,
Nicht ist geworden er, noch wird er werden,
Der Ungeborne, Ewige, Alte – nimmer
Wird er getötet, wenn den Leib man tötet.
Wer ihn als unvernichtbar kennt, als ewig und unwandelbar,
Wie kann ein solcher töten je, wie töten lassen, Prithâ-Sohn?
Gleichwie ein Mann die altgewordnen Kleider
Ablegt und andre, neue Kleider anlegt,
So auch ablegend seine alten Leiber
Geht ein der Geist in immer andre, neue.
Es schneiden ihn die Waffen nicht, es brennet ihn das Feuer nicht,
Es nässet ihn das Wasser nicht, es dörret ihn auch nicht der Wind.
Zu schneiden nicht, zu brennen nicht, zu nässen nicht, zu dörren nicht,
Er ist beständig, überall, fest, ewig, unerschütterlich.
Unsichtbar und unvorstellbar und unveränderlich heißt er,

Darum, sobald du ihn erkannt, darfst du nicht mehr beklagen ihn.
Und wenn für stets geboren auch, für stets gestorben du ihn hältst,
Doch darfst du, Held mit starkem Arm, um diesen trauern nimmermehr.
Denn dem Gebornen ist der Tod, dem Toten die Geburt bestimmt, –
Da unvermeidlich dies Geschick, darfst nicht darüber trauern du.
Unsichtbar sind die Anfänge der Wesen und ihr Ende auch,
Die Mitte nur ist sichtbar uns – was gibt's für Grund zur Klage da?
Der Eine schauet ihn als wie ein Wunder,
Der Andre spricht von ihm als einem Wunder,
Der Dritte hört von ihm als einem Wunder,
Doch hört er's auch, es kennet ihn doch Keiner.
Die Seele unverletzbar ist, ewig, in eines Jeden Leib,
Darum die Wesen allesamt darfst du betrauern nimmermehr.
Auch wenn du deine Pflicht bedenkst, geziemt sich's dir zu zittern nicht,
Denn für den Krieger gibt es ja nichts Bessres als gerechten Kampf.
Als hätte sich von ungefähr des Himmels Pforte aufgetan,
So grüßen freudig, Prithâ-Sohn, die Krieger einen solchen Kampf.
Wenn diesen pflichtgemäßen Kampf du aber nicht bestehen wirst,
Im Stiche lassend Pflicht und Ruhm, wird Übles nur dein Anteil sein.
Es werden deine Schande dann die Wesen künden immerfort,
Dem aber, der in Ehren steht, ist Schande mehr als selbst der Tod.
Furcht vor dem Kampf hielt dich zurück, so denken dann die Helden all,
Und wo du hoch geachtet warst, da wirst du bald verachtet sein.
Und viele böse Reden wird dann führen deiner Feinde Schar,
Beschimpfend deine Tüchtigkeit, – und was ist schmerzlicher als dies?
Im Tod gehst du zum Himmel ein! Siegst du, fällt dir die Erde zu!
Darum erheb' dich, Kuntî-Sohn, entschlossen wieder zu dem Kampf!
Gleichachtend Glück und Ungemach, Gewinn, Verlust, Sieg oder Tod,
Bereite nun zum Kampfe dich! So wird kein Übel dir zu Teil.

Bhagavadgita, übertragen und eingeleitet von Leopold von Schroeder (Jena 1915)
Seite 10–12

Erde, Wasser, Feuer, Äther, Luft, Sinn, Geist, Selbstbewußtsein auch –
Dies alles ist meine Natur, die sich achtfältig hat verteilt.
Die niedre ist das! außer ihr hab' ich noch eine höhere
Natur, – sie ist das Leben selbst und sie ist's, die die Welt erhält.
Aus ihrem Schoße kommen all die Wesen her – dies fasse recht!
Ich bin für diese ganze Welt der Urquell und der Untergang.

Bhagavadgita, a. a. O. Seite 36

Die Wesen all beim Weltenend' gehn ein in meine Urnatur,
Bricht dann ein neu Weltalter an, dann schaffe ich sie wieder neu.
Fußend auf meiner Urnatur schaff' ich sie neu und wieder neu,
Die ganze Schar der Wesen hier, streng nach dem Willen der Natur.

Bhagavadgita, a. a. O. Seite 42

Wodurch in allen Wesen man das eine, ew'ge Sein erblickt,
Ungeteilt in den Geteilten – solch Wissen ist von guter Art.
Doch wenn in allen Wesen man verschiedne Wesenheiten sieht,
Ganz für sich und streng gesondert – so sieht die Leidenschaft es an.

Bhagavadgita, a. a. O. Seite 77 und 78

„Wem zu Liebe", frug ich einstmals, „schmückst du stets so reich dich? sprich!"
„Mir zu Liebe", war die Antwort, „eins und alles bin ja ich;
Bin die Liebe, bin das Liebchen und der Liebende nicht minder,
Bin der Spiegel, bin die Schönheit, schaue in mir selber mich."

Als der Sterne, als der Himmel keiner noch den Lauf begann,
Als der Elemente keines noch des Nichtseins Schoß entrann,
Da verkündigte ich laut schon die Mysterien der Einheit,
Ehe Stimm' und Sinne mein noch – eh' mein Leib Gestalt gewann.

Abū Sa'īd ibn Abi'l Ḫair
Hermann Ethé, Die mystische Poesie und das spätere Schrifttum der Perser
(Hamburg 1888) Seite 9, 10

Zu Beginn gleich wollt' ergründen, strebend über Himmel fort,
Tafel, Schreibrohr, Paradies ich und der Hölle Marterort.
Da mit wohlverständ'gem Sinne sprach mein Meister dieses Wort:
Rohr und Tafel, Höll und Eden – sie sind in dir, such' sie dort!

Dann erst, wenn des Atmens ledig, du beginnst die Wanderschaft,
Schaust du die Mysterien Gottes frei von jedes Schleiers Haft.
Nicht, von wannen du gekommen, weißt du – sei drum froh gelaunt;
Nicht, wohin du gehen wirst, weißt du – schlürfe drum den Rebensaft.

'Omar Ḫajjām
Hermann Ethé, a. a. O. Seite 12, 13

Ihr fragt, was diese vergängliche Seele ist?
Zu lang wär volle Antwort, daß ihr's wißt:
Sie ist ein Hauch, aus einem Meer entstiegen,
Zurück ins Meer versunken nach kurzer Frist.

'Omar Ḫajjām
Max Meyerhof, Persisch-Türkische Mystik (Hannover 1921) Seite 26

Wiss'! Dein eignes Wesen ist mit nichts zu vergleichen,
Traun, für alles andre Sein ist dein Geist ein Zeichen!
Wasser bist du, Erde auch! O des Wunders Wonne!
Mark du bist und Schaal' zugleich, Himmel, Stern und Sonne!
Hast noch nie du angeschaut dein geheimes Feuer?
O nur einen Augenblick heb' vom Geist den Schleier!

...

Wohl dir, wenn zu teil dir ward deines Geist's Erkundung,
In dir selbst das Zentrum ist, samt des Kreises Rundung.
Nimmer kann der Himmel selbst, was du seist verkünden,
Du in deinem eignen Sein kannst den Himmel finden.

...

Weißt du Geist! von wem allein schön du bist besungen?
Liebe ist's, denn Liebe ist aus dir selbst entsprungen.

Ferīd-ed-dīn 'Aṭṭār
Tholuck, Blütensammlung aus der morgenländischen Mystik (Berlin 1825) Seite 259 und f.

In mir ist das Zentrum! Eia! Und das Zentrum wunderbar
Liegt zugleich vor mir als Kreis da. Umfang hier auch Ende war!

...

Traun! in meines Geistes Klarheit zeigt nicht bloß die Menschheit sich,
Nicht im Abbild, nein in Wahrheit, bin das Ursein selber ich.

...

Zeit und Raum liegt mir zu Füßen, drum rühm' meine Einheit ich,
Wenn ich schwelgend will genießen, stürz' ich in mich selber mich.

Ferīd-ed-dīn 'Aṭṭār
Tholuck a. a. O. Seite 261 und f.

Sie hatten eine neue Seele
Und waren einer andern Gattung.
Was war und nicht war, das Vergangne
War ausgelöscht in ihrer Brust.

. . .

Sie wissen nicht, erstaunt, ob sie
Nun Dieser oder Jener sind.

. . .

Ein einz'ger Blick vermengte beide,
Simurg entstand, Simurg verschwand,
In Jenem Dies, in Diesem Jenes,
Was nie die Welt noch hat erhöret.
So blieben sie versenkt in Staunen,
Gedankenlos im tiefsten Denken,
Und ihrer selbst gar nicht bewußt.
Verstummend flehten sie den Höchsten,
Zu offenbaren dies Geheimnis,
Und aufzulösen Du und Wir.
Da kam die Antwort ohne Zungen:
Das Höchste ist ein Sonnenspiegel,
Wer zu ihm kommt, schaut sich darinnen,
Schaut Seel' und Leib und Leib und Seel'.
Da ihr zu dem Simurg gekommen,
Seid drei darinnen ihr erschienen,
Und wäret fünfzig ihr gekommen,
So hättet fünfzig ihr gesehn

. . .

Löscht aus denn euer eignes Wesen,
Um euch an meinem Thron zu finden.

Ferīd-ed-dīn 'Aṭṭār
Tholuck, a. a. O. Seite 285, 286

Fürcht' dich nicht, wenngleich die Liebe dich hinabstürzt in den Tod,
In des Todes Nacht dir anbricht deines Lebens Morgenrot.
Muß doch Staub auch auf des Samens Antlitz erst geschüttet sein,
Soll die schlanke Pflanze grünen, und des Sämanns Aug' erfreun.

Muṣliḥ-ed-dīn Sa'dī
Tholuck, a. a. O. Seite 245

Ursprünglich waren Eins nur deine Seele und die meinige,
War Eins nur Dein Erscheinen, Dein Entschwinden und das meinige.
Es wäre falsch bei uns von Dein und Mein zu reden.
Hier gilt kein Ich und Du, das trennt, was uns vereinige.

Ich bin nicht Ich, Du bist nicht Du noch Ich, ich kann's nicht sagen,
Denn ich bin Du und Ich, Du Ich und Du. Wer darf es wagen,
Du Schöne von Chotan, das Rätselspiel zu lösen,
Ob Du mehr Ich, ob ich mehr Du? Ich mag nicht danach fragen.

Ich starb als Stein und ward daraus zur Pflanze,
Ich starb als Pflanze, ward erhöht zum Tier;
Ich starb als Tier und ward ein Mensch. Nicht fürcht' ich,
Daß ich bei neuem Sterben je verlier'.

Ǧelāl-ed-dīn Rūmī
Max Meyerhof, Persisch-Türkische Mystik (Hannover 1921) Seite 12, 13

Ich und Ihr kein Gegensatz im Ursein ist!
Heil dir Geist, der du befreit von Ich und Ihr,
Der nicht Mann, nicht Weib du bist, Heil Kühner dir.

Leben perlhell quillt mir aus dem Untergang,
O wie lang bin heimatslos ich, o wie lang!
Wie der Fremdling aus der Fremd' zur Heimat zieht,
Aus der Vielheit so der Geist zur Einheit flieht.

Ǧelāl-ed-dīn Rūmī
Tholuck, a. a. O. Seite 87, 123

In jedem Stäubchen Erd', daß wir's bedächten!
Schläft jetzt ein Heer von künftigen Geschlechten.
Im Mückenäuglein schläft ein Elefante,
In jenen Tautropf man den Euphrat bannte.
Im Körnchen liegen schon viel tausend Ernten,
Im Punkt der ganze Körper, wie wir lernten.

Die Geister stamm'n aus Einem Licht, sind Brüder,
Dies Eine Licht verschieden strahl'n sie's wieder.
. . .
Wenn Ich und Du und Einzelsein verschwinden,
Dann wird Moschee und Kirch' nicht mehr dich binden.
Ein Punkt der Phantasie ist Einzelleben,
Laß deinem Aug' die rechte Sehkraft geben.
. . .
Der Unterschied von Viel und Eins ist keiner,
Weil nur in allen Teilen kreist Ein Einer.
Du bist die Vielheit, darin kreist der Eine,
Auch bist der Eine du, der all' nennt seine.

In deiner Ichheit Beet nur Dorn dir aufblüht,
Feg' rein das Haus, wo dein Geliebter einzieht.
Zieh selbst du aus, dann dein Geliebter einkehrt,
Bist du nicht du, dann nichts ihn in der Ruh' stört.
Wer gern zum Opfer macht sein eignes Wesen,
Für solchen Geist Verleugnung ist der Besen.

Zurück zum Zentrum streben alle Wesen,
In's Zentrum muß, was je im Kreis gewesen.

Ein Blutmeer ist das ganze Universum,
Mit schwerem Schlage wälzt es seine Flut um.

Unendlich ist das Ursein, sonder Schranken,
Drum faßt du's nicht in Worten und Gedanken.
Ein Fühlen ist's, du kannst's nicht Andern sagen,
Wie ließ sich je Gefühl in Worte tragen!
Doch will der Weise Göttliches verkünden,
Muß er Gefühl in Schattenbilder binden.

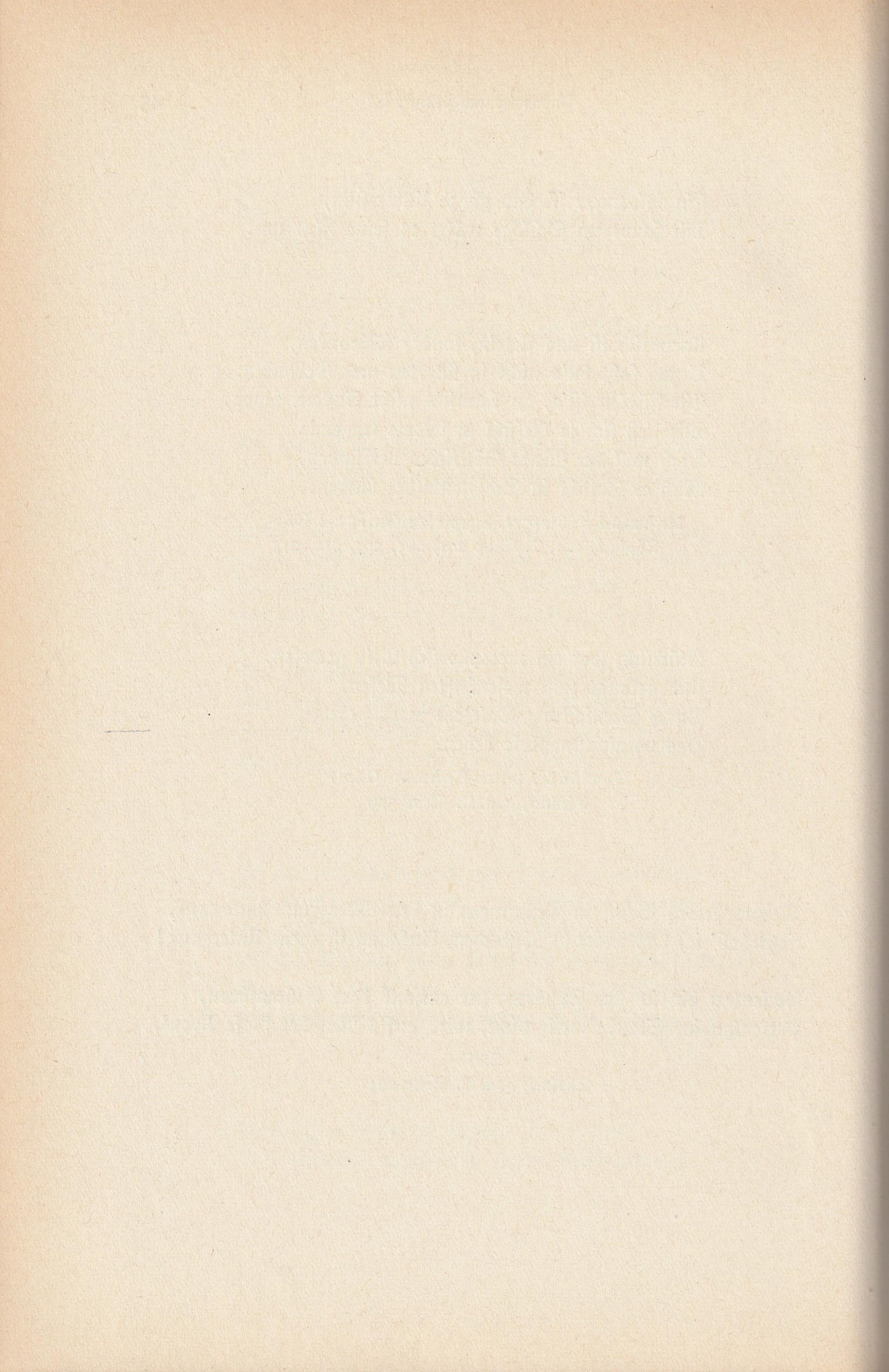
Maḥmūd Šebisterī. Lehrgedicht Gulšan-i Rāz
Tholuck, a. a. O. Seite 201, 205, 207, 211, 215

Glücklich, wer ein metaphorisch Bild gewesen,
Und gelangt zum wesenhaften Wesen.
Durch Vernichtung Solchem ward gegeben
Das vernichtungslose Leben.

Mewlānā Abdur-Raḥman Ǧāmī
Tholuck, a. a. O. Seite 309

Meines Leibes Schiff in Trümmern in den Meergrund untersank,
Jetzt hab' ich das Meer durchbrochen, Aufgang ist mein Untergang!
...
Perlentau bin ich der Sphären, der entsank dem Blütenthron,
Perlentau im Staube weilt nicht, wird auf's Neu der Rose Kron'.

Ṣā'ib
Tholuck, a. a. O. Seite 294



II

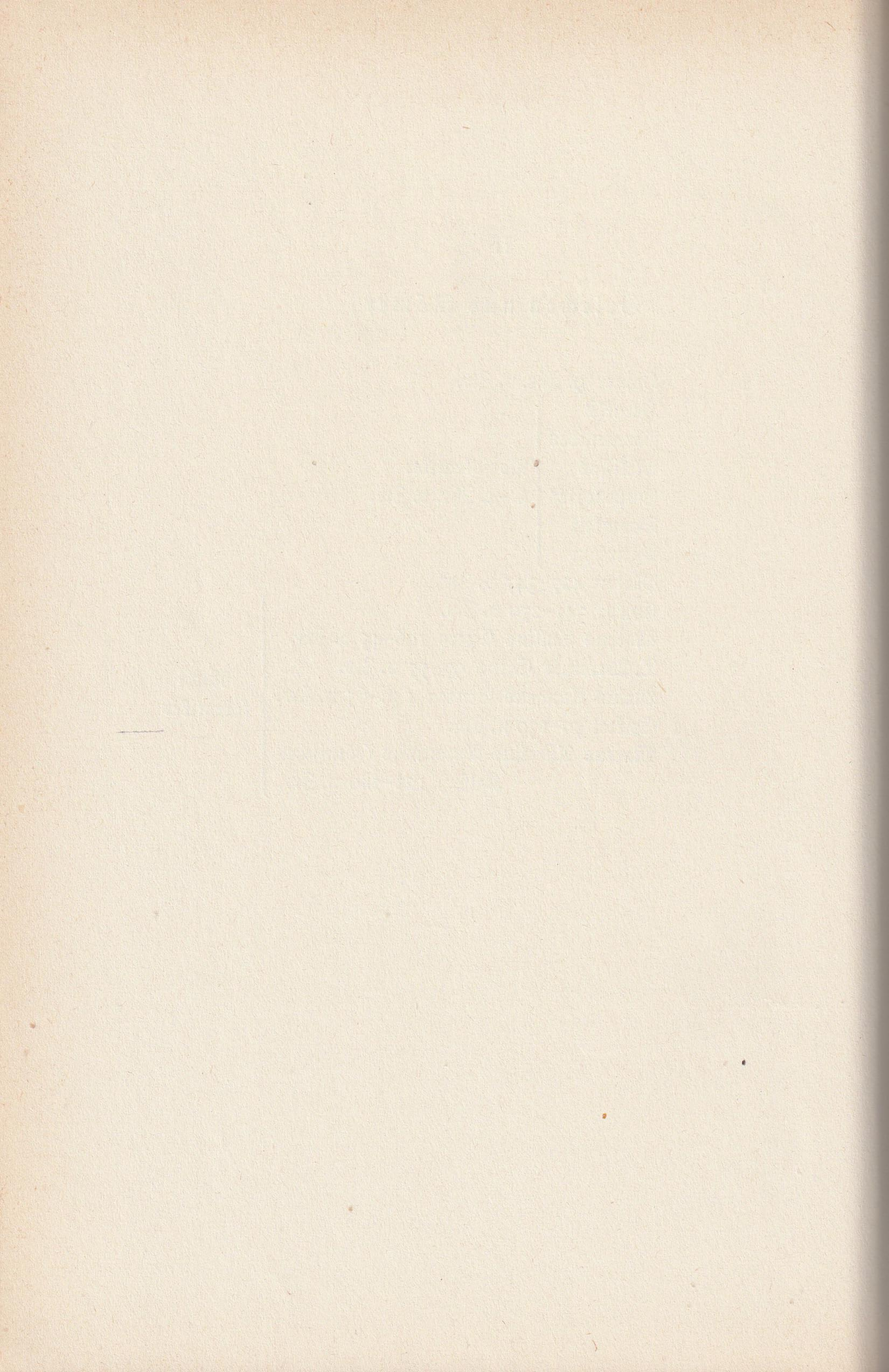
Griechen und Römer

Homer 9. Jhr. v. Zw.

Heraklit Parmenides Melissos Empedokles Demokrit Antiphon	Vorsokratiker 6.–4. Jhr. v. Zw.

Platon 427–347 v. Zw.

Epikur 341–270 v. Zw. Marcus Tullius Cicero 106–43 v. Zw. T. Lucretius Carus 97–55 v. Zw. Lucius Annaeus Seneca 4 v.–65 n. Zw. Epiktet 50–130 n. Zw. Marcus Aurelius Antoninus (römischer Kaiser) 121–180 n. Zw.	Nachsokratiker



Gleichwie Blätter im Walde, so sind die Geschlechte der Menschen;
Einige streuet der Wind auf die Erd' hin, andere wieder
Treibt der knospende Wald, erzeugt in des Frühlings Wärme;
So der Menschen Geschlecht, dies wächst und jenes verschwindet.

Homer, Ilias VI 145—149
Werke, übersetzt von Johann Heinrich Voß I Seite 85

Leben und Tod, Wachen und Schlafen, Jugend und Alter ist bei uns ein und dasselbe: denn dieses verwandelt sich in jenes und jenes wiederum in dieses.

Heraklit
Die Vorsokratiker, übersetzt von Wilhelm Nestle (Jena 1908) Seite 119

Diese Weltordnung, dieselbe für alles, hat weder ein Gott noch ein Mensch erschaffen, sondern sie war immer und ist und wird sein ewig lebendiges Feuer, das periodisch aufflammt und wieder verlischt.

Heraklit
a. a. O. Seite 118

So ist nur noch die Rede von Einem Weg, der uns bleibet:
Daß das Seiende ist. Merkzeichen hat dieser gar viele:
Niemals ist es geworden, so kann es auch nimmer vergehen;
Ganz ist es, einziggeboren und ohne Bewegung und Ende.
Niemals war es noch wird es je sein, nur Gegenwart ist es,
Ununterbrochene Einheit. Wo sollt' einen Ursprung es haben?
Oder woraus sollt' erwachsen es sein? Doch nicht aus dem Nichtsein!
Solches läßt sich nicht denken noch sagen. Undenkbar, unsagbar
Ist's ja, daß es nicht wäre. Was hätte auch je es genötigt,
Aus dem Nichts zu entstehen fürwahr, sei's früher sei's später?

Parmenides
Die Vorsokratiker, übersetzt von Wilhelm Nestle (Jena 1908) Seite 126 unten und f.

Immer war, was war, und es wird immer sein. Denn wenn es entstanden wäre, so müßte es vor seiner Entstehung nichts gewesen sein. Nun aber kann aus nichts unmöglich etwas werden.

Da das Seiende somit nicht entstanden ist, sondern ist und immer war und immer sein wird, so hat es auch weder Anfang noch Ende, sondern ist grenzenlos.

Melissos
Die Vorsokratiker, übersetzt von Wilhelm Nestle (Jena 1908) Seite 131

Weiter will ich dir sagen: Nicht gibt's bei den irdischen Dingen
Ein Entstehen noch ein Vergeh'n in verderblichem Tode,
Sondern Verbindung und Scheidung nur der verbundenen Stoffe
Gibt es: Entstehung ist nichts als ein Wort den Menschen geläufig.

Freilich, sie nennen es „Werden", so oft aus der Stoffe Verbindung
Etwas ans Licht tritt, sei es ein Mensch oder sei's von der wilden
Tiere Geschlecht, sei's Vogel, sei's Pflanze; und wenn sie sich scheiden,
Alsdann reden sie wieder von unglücksel'ger Vernichtung.
Unrecht tun sie damit; doch ich auch folge dem Brauche.

Toren sind es, zu kurz an Geist und Gedanken geraten,
So da vermeinen, was früher nicht war, das könne entstehen
Oder, was ist, dem Tod und Untergang völlig verfallen.

Nimmermehr kann ja aus dem, was nicht ist, etwas entstehen;
Und daß vergehe, was ist, ist unerhört und unmöglich.
Denn es wird immerdar sein an der ihm gewiesenen Stelle.

Empedokles, Über die Natur
Die Vorsokratiker, übersetzt von Wilhelm Nestle (Jena 1908) Seite 137 unten und f.

Zweierlei künd' ich: bald wächst aus mehreren Teilen ein Ganzes,
Bald auseinander tritt wieder das Eine in mehrere Teile.
Zwiefach ist irdischer Dinge Entsteh'n und zwiefach ihr Schwinden:
Eines erzeugt und zerstört der Dinge Verbindung; das andre,
Kaum erstarkt, verfliegt, wenn wieder die Stoffe sich scheiden.
Unaufhörlich wechselt dies ab, nie kommt es zu Ende:
Bald in Liebe vereint tritt alles in Eines zusammen,
Bald vom Hasse entzweit strebt jegliches wieder nach Trennung.
Also indem aus Mehrerem Eines pflegt zu erwachsen
Und aus des Einen Zersetzung dann Mehreres wieder hervorgeht,
Gibt es Entstehung und bleibt sich nicht gleich das Wesen der Dinge;

Aber sofern die Veränderung dauert und nimmermehr aufhört,
Bleiben bewegungslos die Stoffe im ewigen Kreislauf.

Empedokles, Über die Natur
a. a. O. Seite 138 und f.

Nie wird ein weiser Mann sich dies vorstellen im Geiste,
Daß nur während sie leben – was Leben man heißt für gewöhnlich –
So lang die Sterblichen seien und Gutes und Schlimmes erfahren,
Nichts jedoch vor der Verbindung und nach der Scheidung der Stoffe.

Empedokles, Über die Natur
a. a. O. Seite 146

Selbst schon ward ich geboren als Knabe und Mädchen und war schon
Pflanze und Vogel und stummer Fisch in den Fluten des Meeres.

Empedokles, Reinigungslied
a. a. O. Seite 149

Manche Menschen, die von der Auflösung der sterblichen Natur nichts verstehen, aber über ihr böses Leben ein schlechtes Gewissen haben, bringen ihre Lebenszeit in Bangigkeit und Angst elend hin, indem sie allerlei lügnerische Fabeln über die Zeit nach dem Tode aushecken.

Wenn der Tod den Menschen einmal deutlich vor Augen tritt, so kommt er ihnen unerwartet. Daher gewinnen sie es nicht mehr über sich, ein Testament zu verfassen, sondern sehen sich überrascht und glauben sich genötigt, ihre Genüsse zu verdoppeln.

Menschen, die den Tod zu fliehen suchen, laufen ihm in den Rachen.

Nur Toren wollen aus Furcht vor dem Tode alt werden.

Toren sind die Menschen, denen das Leben vergällt ist und die dennoch leben wollen aus Angst vor dem Hades.

Demokrit
Die Vorsokratiker, übersetzt von Wilhelm Nestle (Jena 1908) Seite 167

Das Leben gleicht sozusagen einer eintägigen Haft und die Länge des Lebens einem einzigen Tage, den wir, sobald wir das Licht wieder geschaut haben, den kommenden Geschlechtern überlassen.

Antiphon, Über Gemeinsinn
a. a. O. Seite 218

Alles was Seele ist, ist unsterblich. Denn das von sich aus Bewegte ist unsterblich.

Platon, Phaidros
übersetzt von Konstantin Ritter (Leipzig 1914) Seite 57

Woher kommt es nun aber, daß man von Wesen sterblichen und unsterblichen Lebens spricht? Das wollen wir zu erklären suchen. Jegliche Seele nimmt sich jegliches Unbeseelten an und umwandelt den ganzen Himmel bald in diese, bald in jene Form eingehend. Ist eine vollkommen und mit unversehrten Schwingen, so zieht sie auf erhabener Bahn und durchwaltet den ganzen Weltenraum; aber die ihre Schwingen gebrochen hat, treibt dahin, bis sie irgendwo eine sichere Stätte findet. Dort setzt sie sich dann fest und nimmt einen irdischen Leib an, der sich selbst zu bewegen scheint um ihrer Kraft willen ...

Jetzt gelangt eine Menschenseele wohl auch zu tierischem Lebensstand, und aus solchem, wer früher Mensch war, wieder zu menschlichem Dasein. Nur eine Seele, die niemals die Wahrheit geschaut hat, wird nicht in diese Bildung eingehen ...

Darum eben wachsen verdientermaßen allein der Seele des Weisheit Suchenden Flügel ...

Wenn er dann die Bahn menschlicher Bestrebungen verläßt und zum Göttlichen sich hält, so wird er von den Leuten gescholten, als wäre er verrückt; denn daß er gottbegeistert ist, merken die Leute nicht.

Platon, Phaidros
a. a. O. Seite 58, 63

Wenn alles stürbe, was am Leben teilhat, sodann aber das Tote in dieser Verfassung bliebe und nicht wieder zum Leben aufgeweckt würde, wäre dann nicht die unausbleibliche Folge, daß schließlich alles tot wäre und nichts mehr lebte?

Platon, Phaidon
übersetzt von Otto Apelt (Leipzig 1913) Seite 53

... so ist die unabweisliche Folgerung die, daß ... unserer Seele ein Dasein vor unserer Geburt zukommt ...

Wenn die Seele auch früher schon ist und sie bei ihrem Eintritt ins Leben und ihrem Geborenwerden schlechterdings aus nichts anderem geboren werden kann als aus dem Tode und dem Totsein, dann muß sie unbedingt auch nach dem Tode sein, da sie ja wiedergeboren werden muß.

Tritt also der Tod an den Menschen heran, so stirbt aller Wahrscheinlichkeit nach das Sterbliche an ihm hin, das Unsterbliche aber weicht dem Tode aus und eilt unversehrt und unvergänglich von dannen.

Platon, Phaidon
a. a. O. Seite 62, 63, 116

Sokrates: Werden wir nicht behaupten, daß unser Körper eine Seele habe?

Protarchos: Sicherlich werden wir das behaupten.

Sokrates: Woher nun, mein lieber Protarchos, hätte er sie erhalten, wenn nicht der Körper des Weltalls beseelt wäre, indem er die nämlichen Bestandteile enthält wie der unsere und zwar noch besser in jeder Beziehung?

Platon, Philebos
übersetzt von Otto Apelt (Leipzig 1912) Seite 66 unten und f.

Dies kündet euch die Tochter der Notwendigkeit, die jungfräuliche Lachesis: Eintägige Seelen! Dies ist der Beginn eines neuen totbringenden Umlaufes für euer sterbliches Geschlecht. Euer Los wird nicht durch den Dämon bestimmt, sondern ihr seid es, die sich den Dämon wählen. Wer aber zuerst gelost hat, der wähle zuerst die Lebensbahn, bei der er unwiderruflich beharren wird. Die Tugend aber ist herrenlos; je nachdem er sie ehrt oder mißachtet, wird ein jeder mehr oder weniger von ihr empfangen. Die Schuld liegt bei den Wählenden; Gott ist schuldlos.

Platon, Staat X. Buch
übersetzt von Otto Apelt (Leipzig 1916) Seite 423

... dann werden wir denn über den Lethefluß glücklich hinüberkommen und unsere Seele nicht beflecken. Sondern wenn mein Rat gilt, wollen wir, überzeugt, daß die Seele unsterblich und imstande sei, allem Schlimmen und allem Guten standzuhalten, immer unbeirrt den Weg nach oben verfolgen und auf dem Grunde richtiger Einsicht auf alle Weise Gerechtigkeit üben, auf daß wir mit uns selbst wie auch mit den Göttern in Frieden und Freundschaft leben, sowohl während wir hier auf Erden weilen, als auch dann, wenn wir die Preise dafür davontragen, gleich denen, welche als Sieger im Wettkampf ihren Lohn einsammeln, und hier sowohl wie auch auf der tausendjährigen Wanderung, die wir geschildert, uns eines glücklichen Daseins erfreuen.

Platon, Staat X. Buch
a. a. O. Seite 423 unten und f.

... und sehr wohlbegabt muß der sein, der dies soll begreifen können, daß es eine Gattung gibt jedes einzelnen und ein Wesen an sich ...

so wird er nicht haben, wohin er seinen Verstand wende, wenn er nicht eine Idee für jegliches Seiende zuläßt, die immer dieselbe bleibt ...

eigentlich scheint es mir sich so zu verhalten, daß nämlich diese Begriffe gleichsam als Urbilder dastehen in der Natur, die anderen Dinge aber diesen gleichen und Nachbilder sind.

Platon, Parmenides
Ausgewählte Werke, übersetzt von Schleiermacher (München 1918) I Seite 363, 364, 360.
Vergl. hierzu die auf Seite 199 angeführten Darlegungen Schopenhauers

Und wenn das, was verschwindet, ins Nichts zerränne, so wären schon alle Dinge zugrunde gegangen, da ja dann das, worein sie sich aufgelöst hätten, nicht wäre. Und sicherlich war das Weltall immer so, wie es jetzt ist, und es wird immer so sein. Denn es gibt nichts, in das es umschlagen könnte. Neben dem All ist ja nichts, was in dieses eingehen und eine Veränderung daran bewirken könnte.

Epikur, Brief an Herodot
Die Nachsokratiker, übersetzt von Wilhelm Nestle (Jena 1923) I Seite 167

Ein zweiter Grund liegt in der durch die Mythen veranlaßten ängstlichen Erwartung einer ewigen Pein oder auch in ihrer Furcht vor der mit dem Tod eintretenden Empfindungslosigkeit, als ob sie diese etwas anginge. Dazu kommt, daß diese Stimmung nicht einmal auf einer Überzeugung beruht, sondern auf einer unvernünftigen Wahnvorstellung, weshalb sie, ohne doch jene Pein scharf bestimmen zu können, in die gleiche oder sogar in eine noch heftigere Unruhe geraten, als wenn sie wirklich davon überzeugt wären. Der Seelenfriede aber besteht darin, daß man sich von dem allem losmacht und das Ganze und Wichtigste beständig im Gedächtnis behält ...

Epikur, Brief an Herodot
a. a. O. Seite 174

Das schauerlichste Übel, der Tod, geht uns somit nichts an, weil, solange wir sind, der Tod nicht da ist; ist er aber da, so sind wir nicht mehr. Der Tod geht demnach weder die Lebenden noch die Toten etwas an, da er für die ersteren nicht vorhanden ist, die letzteren aber nicht mehr sind.

Epikur, Brief an Menoikeus
a. a. O. Seite 177

Der wichtigste Beweis aber dafür, daß die Natur selbst für die Unsterblichkeit der Seele stillschweigend entscheide, liegt darin, daß Allen das, was nach dem Tode sein wird, am Herzen liegt, und zwar recht sehr. „Der Landmann pflanzt Bäume, auf daß sie einem künftigen Geschlechte nützen“ . . . . . . Aus welchem anderen Grunde tat er dies, als weil er meinte, auch künftige Geschlechter ständen mit ihm in Beziehung?

Cicero, Tusculanen
übersetzt von Raphael Kühner (Stuttgart 1855) Seite 51

Denn da die Körper in die Erde sinken und mit Erde bedeckt werden, . . . so meinte man, die Toten brächten ihre übrige Zeit unter der Erde zu. Dieser Wahn ist die Quelle großer Irrtümer geworden, welche die Dichter noch vermehrt haben.

Cicero, Tusculanen
a. a. O. Seite 53

Man möge also jene ungereimten, ich möchte sagen, alter Weiber Ansichten verscheuchen, vor der Zeit sterben sei ein Unglück. Vor welcher Zeit denn? Etwa der Natur? Aber diese hat uns das Leben, wie eine Geldsumme, gleichsam auf Zins gegeben, ohne den Tag der Rückgabe vorher zu bestimmen.

Am Flusse Hypanis, der auf der europäischen Seite in den Pontus Euxinus mündet, werden nach Aristoteles' Berichte kleine Tierchen geboren, welche nur einen Tag leben. Welches von diesen nun um die achte Tagesstunde stirbt, stirbt im vorgerückten Alter; welches vollends beim Untergang der Sonne, in völlig erschöpftem Alter, um so mehr, wenn auch am Tage der Sonnenwende. Vergleiche unser längstes Lebensalter mit der Ewigkeit, und wir werden beinahe von derselben Kürze befunden werden, wie jene Tierchen.

Cicero, Tusculanen
a. a. O. Seite 80, 81

... was urteilst du aber von jener Spartanischen Frau? welche, als sie von ihrem in's Treffen geschickten Sohne die Todesnachricht hörte, sagte: „Dazu hatte ich ihn geboren, daß er ein Mann sei, der kein Bedenken trage, für das Vaterland zu sterben."

Cicero, Tusculanen
a. a. O. Seite 84

So ganz zerstöret der Tod nicht
Alle Dinge, daß selbst der Materie Grund er zernichte:
Sondern er trennt die Verbindungen nur; dann füget er anders
Wieder zusammen, bewirkt die Verwandlung der äußeren Formen,
Ändert Farb' und Gestalt ...

Lucretius, Von der Natur der Dinge
übersetzt von Karl Ludwig v. Knebel (Leipzig 1831) Seite 68

Nichts ist also der Tod, nichts geht er im mindesten uns an.

Schauest du nämlich zurück auf unermeßlicher Zeiten
Weiten vergangenen Raum, auf den so verschiedenen Wechsel
Aller Stoffe; so dürftest du wohl dich leichtlich bereden,
Oftmals seien sie schon in ähnlicher Lage gewesen,
Als jetzt selbige sind.

Lucretius, Von der Natur der Dinge
a. a. O. Seite 102, 103

Sind nicht alle die Freuden, wie durch ein zerlechztes Gefäß dir
Hingeflossen, und ohne Genuß dir die Tage zerronnen;
Warum stehst du nicht auf wie ein satter Gast von der Mahlzeit,
Nimmst mit willigem Herzen, o Tor, die sichere Ruh' an?

Lucretius, Von der Natur der Dinge
a. a. O. Seite 106

Nichts versinkt in den Schlund, und nichts in des Tartarus Nächte.
Neuer Stoff ist vonnöten zur Bildung neuer Geschlechter,
Die dir alle jedoch einst, abgelebet, noch folgen;
Denn wie die vorige Welt wirst du und die künftige fallen.
Also wird immerfort aus dem einen entstehen das andre:
Keiner erhält das Leben zum Eigentum, alle zum Nießbrauch.

Schaue zurück, was ist sie für uns die ewige Dauer,
Jener vergangenen Zeit, noch ehe geboren wir waren?
Diese hält die Natur uns gleichsam vor, als den Spiegel
Jener künftigen Zeit, die nachfolgt unserem Tode.
Sieh'st du was schreckliches drin? erscheinet ein trauriges Bild dir?
Ist's nicht sicherer dort als selbst in dem ruhigsten Schlafe?

Lucretius, Von der Natur der Dinge
a. a. O. Seite 106, 107

Was von den Seelen man sagt, die tief sich im Acheron fänden,
Das ist alles bei uns in dem gegenwärtigen Leben.

Lucretius, Von der Natur der Dinge
a. a. O. Seite 107

Denn nicht ist es zu tun um einzelne wenige Stunden;
Nein, um die ewige Zeit, in welcher der künftige Zustand
Bleibend noch nach dem Tod fortdauert den Sterblichen immer.
. . .
Durch ein verlängertes Leben entziehn wir der Dauer des Todes
Keinen Moment; nicht schälet dadurch sich irgend der Zeit ab,
Daß wir weniger lang die Beute gewesen des Todes.
Mögen daher Jahrhunderte dir ablaufen im Leben,
Dir wird immer der Tod nicht minder ein ewiger bleiben.

Lucretius, Von der Natur der Dinge
a. a. O. Seite 110

Wie neun Monate lang der mütterliche Schoß uns festhält und uns vorbereitet, nicht für sich, sondern für den Raum, in welchen wir gleichsam entlassen werden, sobald wir fähig sind Atem zu schöpfen und im Freien auszudauern: also reifen wir während des Zeitraums, der sich von der Kindheit bis zum Alter erstreckt, für eine andere Geburt. Ein anderer Ursprung erwartet uns, ein anderer Stand der Dinge.

Jener Tag, den du als den letzten fürchtest, ist der Geburtstag der Ewigkeit. Lege die Last ab: was zauderst Du, als ob Du nicht auch früher mit Zurücklassung des Körpers, in dem du verborgen warst, herausgetreten wärest? Du zögerst, Du widerstrebst: auch damals wurdest Du durch große Anstrengung der Mutter ausgetrieben. Du seufzest und weinst: auch dieses Weinen ist dem Kinde eigen, das geboren wird.

Seneca, Briefe
Werke, übersetzt von August Pauly (Stuttgart 1832) Seite 1999

Leugne nun, daß die Notwendigkeit des Todes eine große Wohltat der Natur sei. Viele sind bereit, sich zu noch Schlimmerem zu verstehen: auch den Freund zu verraten, um länger zu leben, und ihre Kinder mit eigener Hand zur Schändung zu überliefern, um damit das Schauen des Lichts zu erkaufen, das um so viele Verbrechen weiß. Man muß der Begierde zum Leben sich entschlagen und lernen, daß es gleichgültig sei, wann man erleide, was man irgend einmal erleiden muß.

„Was ist's denn?" frag' ich mich. Der Tod versucht es oft mit mir. Möge er immerhin. Habe ich es doch längst schon mit ihm versucht. Und wann? Schon ehe ich geboren ward. Totsein bedeutet, daß das, was war, nicht mehr ist. Aber was dies ist, weiß ich schon; dieses wird nach mir sein, was es vor mir war. Wenn darin ein Leiden liegt, so muß es auch darin gelegen haben, ehe wir in die Welt eintraten: Allein wir haben damals kein Ungemach empfunden.

Wer geht, um wiederzukehren, darf ruhig sein. Betrachte den in sich zurückgehenden Kreislauf der Dinge, und Du wirst finden, daß Nichts in dieser Welt zunichte wird, sondern Alles in einem steten Wechsel abrinnt und wächst. Der Sommer vergeht, aber ein folgendes Jahr bringt ihn wieder; der Winter ist verschwunden, aber mit seinen Monaten wird er zurückkehren; die Sonne wird verhüllt von der Nacht, aber sie selbst wird bald der Tag vertreiben. Dieser Umlauf der Gestirne wiederholt nur, was vergangen ist, und unablässig hebt sich eine Hälfte des Himmels, die andere sinkt nieder.

Seneca, Briefe
a. a. O. Seite 1992, 1612, 1555

Das sei Dein tägliches Trachten, wie Du mit Gleichmut ein Leben verlassen mögest, das viele umklammern und festhalten, wie die, welche ein Gießbach fortreißt, Gesträuche und Felsen. Gar viele treiben kläglich zwischen Todesfurcht und den Qualen des Lebens: leben wollen sie nicht, und zu sterben wissen sie nicht. Schaffe dir also ein heiteres Leben, indem Du alle Besorgnis um dasselbe verbannest. Kein Gut frommt seinem Besitzer, außer auf dessen Verlust sein Gemüt gefaßt ist.

Der Tod ist eine gerechte und unbesiegbare Notwendigkeit. Wer kann sich beklagen, in einer Lage zu sein, in welcher ohne Ausnahme Alle sind? Das erste Gesetz der Gerechtigkeit ist Gleichheit. So wäre es aber überflüssig, der Natur eine Schutzrede zu halten, die für uns kein anderes Gesetz, als für sie selbst, gelten lassen will. Was sie verband, löst sie auf, und was sie auflöste, verbindet sie wieder.

Der Tod ist kein Ungemach; denn notwendig müßte der selbst sein, für den er ein Ungemach wäre. Wenn Dich aber ein so großes Verlangen nach einer längern Dauer beherrscht, so erwäge, daß Nichts von allem Dem, was Deinen Blicken sich entzieht, und in den Schoß der Natur, aus welchem es hervorging, und bald wieder hervorgehen wird, zurückkehrt, vernichtet werde. Es hört auf, aber es vergeht nicht. Und der Tod, den wir fürchten, dessen wir uns weigern, unterbricht das Leben: er raubt es uns nicht. Es wird wieder ein Tag kommen, der uns ins Licht zurückführt, und dessen würden sich Viele weigern, hätten sie nicht das Vergangene vergessen.

Seneca, Briefe
a. a. O. Seite 1424, 1531, 1554

„Es ist Zeit, zu sterben" – „Was sagst du, ‚sterben'? Nimm die Sache nicht tragisch, sondern drücke dich aus, wie es sich verhält: ‚Es ist Zeit, daß die Materie in die Bestandteile, aus denen sie sich zusammensetzte, sich wieder zersetze.' Was ist daran Schreckliches? Was kann denn in der Welt vergehen, was neu und wider Erwarten entstehen?"

Sage, auch das Ernten der Ähren habe einen üblen Klang: Denn für die Ähren bedeutet es den Untergang, aber nicht für die Weltordnung. Sage, es habe einen üblen Klang, daß die Blätter fallen und daß man Feigen und Trauben trocknet. All das ist nur ein Übergang aus einem früheren in einen anderen Zustand, kein Untergang, sondern eine feststehende Einrichtung und Ordnung. Das ist nun eine Art Reise, ein kleiner Übergang, und so ist der Tod ein größerer Übergang aus dem, was jetzt ist, nicht in das Nichtseiende, sondern in das jetzt nicht Seiende. – So werde ich also nicht mehr sein? – Doch; aber als etwas anderes, dessen die Weltordnung nun bedarf. Denn du wurdest auch nicht geboren, als du es wolltest, sondern als es für die Weltordnung Bedürfnis war.

Weshalb wachsen die Ähren? Nicht wahr, damit sie reif werden? Und reif werden sie doch wohl, damit sie geerntet werden? Denn sie haben kein unbedingtes Sein. Wenn sie nun Bewußtsein hätten, so müßten sie wohl wünschen, niemals geerntet zu werden? Niemals geerntet zu werden würde aber bei den Ähren eine Verwünschung bedeuten. So wisset denn, daß es auch bei den Menschen eine Verwünschung bedeuten würde, nicht zu sterben, geradeso wie dort, nicht zu reifen, nicht geerntet zu werden. Weil nun aber wir in Einer Person diejenigen sind, die geerntet werden müssen, und diejenigen, die sich bewußt sind, daß wir geerntet werden, darum sind wir unwillig. Denn wir wissen weder, was wir sind, noch haben wir uns an das Wesen des Menschen angepaßt wie der Reiter an das des Rosses.

Epiktet

Die Nachsokratiker, übersetzt von Wilhelm Nestle (Jena 1923) II Seite 207 und f.

Wenn dir die Gottheit das Notwendige nicht mehr darreicht, dann gibt sie dir damit das Zeichen zum Rückzug, öffnet die Türe und ruft dir: „Komm!" – Wohin? – An keinen furchtbaren Ort, sondern dahin, woher du stammst, in eine befreundete und verwandte Welt: in die Elemente.

Epiktet
a. a. O. Seite 209

Bedenke, daß du dich im Leben wie bei einem Gastmahl verhalten mußt! Es wird etwas herumgereicht und kommt an dich: dann strecke deine Hand aus und nimm davon bescheiden. Es geht etwas an dir vorbei: dann suche es nicht zurückzuhalten. Es ist etwas noch nicht an dich gekommen: dann trachte nicht weiter danach, sondern warte, bis es zu dir gelangt. So mußt du dich in Hinsicht auf Weib und Kind, auf Ämter und Reichtum benehmen: dann wirst du einmal ein würdiger Tischgenosse der Götter sein.

Du willst, daß ich jetzt das Fest verlasse: gut, ich gehe und sage dir von ganzem Herzen Dank, daß du mich gewürdigt hast, an deinem Feste teilzunehmen, deine Werke zu erschauen und deiner Regierung im Geiste zu folgen. Möge der Tod mich treffen, während ich dies denke, schreibe oder lese!

Kein Soldherr läßt es einem braven Soldaten, kein Lohnherr einem Tagelöhner oder Arbeiter am Unterhalt fehlen. Und dem guten Menschen sollte er ausgehen? Sollte sich Gott so wenig um seine Geschöpfe, seine Diener und Zeugen kümmern, deren er sich doch allein gegenüber den Ungebildeten zum Beweise dafür bedient, daß er existiert, die Welt gut regiert, um die Verhältnisse der Menschen sich kümmert und daß es für den guten Menschen weder im Leben noch im Tode etwas Schlimmes gibt? – Aber wenn er dir keine Nahrung mehr darreicht? – Was tut er dann anderes als ein guter Feldherr, der das Signal zum Rückzug gibt? Ich gehorche,

ich folge mit einem Jubelruf auf den Führer und einem Preislied auf seine Taten.

Epiktet

Die Nachsokratiker, übersetzt von Wilhelm Nestle (Jena 1923) II Seite 210 und f.

Verachte den Tod nicht, vielmehr sieh ihm mit Ergebung entgegen, als einem Gliede in der Kette der Veränderungen, welche dem Willen der Natur gemäß sind. Denn jungsein und altern, heranwachsen und mannbar werden, Zähne, Bart und graue Haare bekommen, zeugen, schwanger werden und gebären und die anderen Tätigkeiten der Natur, wie sie die verschiedenen Zeiten des Lebens mit sich bringen, sind ja dem Aufgelöstwerden gleichartig. Daher ist es die Sache eines denkenden Menschen, sich gegen den Tod weder hartnäckig, noch abstoßend und übermütig zu zeigen, sondern ihm als einer der Naturwirkungen entgegenzusehen. Wie du des Augenblicks harrst, wo das Kindlein aus dem Schoße deiner Gattin hervorgehen soll, ebenso sollst du die Stunde erwarten, da deine Seele aus dieser ihrer Hülle entweichen wird.

Marc Aurel, Selbstbetrachtungen
übersetzt von Albert Wittstock (Leipzig 1879) Seite 128

... denn alles Vorhandene ist gewissermaßen der Same dessen, was aus ihm werden soll.

Marc Aurel, Selbstbetrachtungen
a. a. O. Seite 53

Ich schreite vorwärts in meinem naturgemäßen Lauf, bis ich hinsinke und ausruhe und in dasselbe Element aushauche, wovon ich täglich einatme, und zur Erde zurückkehre, von der mein Vater den Zeugungsstoff, meine Mutter das Blut und meine Amme die Milch erhielt, von der ich täglich so viele Jahre hindurch Speise und Trank empfange, die mich trägt, während ich sie mit Füßen trete und so vielfach mißbrauche.

Durchlebe demnach diesen Augenblick von Zeit der Natur gemäß, dann scheide heiter von hinnen, gleich der gereiften Olive: Sie fällt ab, die Erde ihre Erzeugerin preisend und voll Danks gegen den Baum, welcher sie hervorgebracht hat.

Marc Aurel, Selbstbetrachtungen
a. a. O. Seite 60, 57

Gleichwie, wenn ein Gott dir sagte: du mußt morgen oder spätestens übermorgen sterben, du wohl nicht so sehr darauf bestehen würdest, lieber übermorgen, als morgen zu sterben, wofern du nicht etwa feige dächtest, denn wie kurz ist der Unterschied! Ebenso halte es für gleichgültig, ob du erst nach langen Jahren oder morgen schon stirbst.

Marc Aurel, Selbstbetrachtungen
a. a. O. Seite 56

Alles was du siehst, wird die allwaltende Natur bald verwandeln und aus diesem Stoff andere Dinge schaffen, und aus deren Stoff wiederum andere, damit die Welt immer verjüngt werde.

Was stirbt, kommt darum noch nicht aus der Welt. Wenn es nun hier bleibt, so verwandelt es sich auch hier und wird in seine Grundstoffe aufgelöst, welche es mit der Welt und mit dir gemein hat. Auch die Elemente selbst verwandeln sich und murren nicht.

Bald wird die Erde uns alle bedecken; hierauf wird auch sie selbst sich verwandeln und so fort bis ins Unendliche. Denn wer diese über einander wogenden Fluten von Verwandlungen und Veränderungen mit ihrer reißenden Schnelligkeit erwägt, der wird alles Sterbliche gering achten.

Mancher fürchtet sich vor der Verwandlung. Was kann denn ohne Verwandlung werden? Was ist demnach der Allnatur lieber oder angemessener? Kannst du selbst auch nur ein Bad gebrauchen, ohne daß das Holz sich verändere oder Nahrung genießen, ohne daß die Speisen sich verwandeln?

Ein Verlust ist weiter nichts als eine Umwandlung, und daran findet die Allnatur Vergnügen, sie, die Alles mit so großer Weisheit tut, von Ewigkeit her gleicher Weise tat und ins Unendliche so tun wird.

Als ein Teil des Ganzen bist du bisher bestanden, und wirst in deinem Erzeuger wieder aufgehen, oder vielmehr wirst du vermittelst einer Umwandlung als neuer Lebenskeim wieder aufkommen.

Der Tod ist ebenso, wie die Geburt, ein Geheimnis der Natur, hier Verbindung, dort Auflösung derselben Grundstoffe.

Marc Aurel, Selbstbetrachtungen
übersetzt von Albert Wittstock (Leipzig 1879) Seite 97, 113, 134, 95, 137, 46, 45

Jenes eilt ins Dasein, Dieses aus dem Dasein, und von dem, was im Werden begriffen ist, ist Manches bereits wieder verschwunden. Eine unaufhörliche Flut von Veränderungen erneut stets die Welt, so wie der ununterbrochene Lauf der Zeit uns immer wieder eine neue unbegrenzte Dauer in Aussicht stellt. Wer möchte nun in diesem Strome, wo man keinen festen Fuß fassen kann, irgend eines von den vorübereilenden Dingen besonders wertschätzen? Das wäre gerade, als wenn Jemand in einen vorüberfliegenden Sperling sich verlieben wollte, der ihm in einem Augenblicke wieder aus den Augen entschwunden ist.

Die Welt ist entweder ein zufälliges Gemisch von Dingen, die sich bald miteinander verflechten, bald voneinander lösen, oder ein Ganzes, worin Einheit und Ordnung und Vorsehung walten. Ist sie nun das Erstere, warum sollte es mich verlangen, in einem ordnungslosen Gewirre, in solch einem Gemengsel zu verweilen? was könnte mir dann erwünschter sein, als einst wieder Erde zu werden? Warum mich auch beunruhigen? Denn was ich auch tun mag, die Auflösung wird über mich kommen. Im anderen Falle verehre ich den Allbeherrscher, bin ruhigen Gemütes und vertraue ganz auf ihn.

Asien, Europa — Winkel der Welt; der ganze Ozean — ein Tropfen des Alls! Der Athos — ein winziger Erdhaufen des Weltganzen; die ganze Gegenwart — ein Augenblick der Ewigkeit! Alles klein, veränderlich, verschwindend! Alles hat einerlei Ursprung, von demselben gemeinsamen All-

beherrscher unmittelbar oder in Folge seiner Wirksamkeit herrührend. Also auch der Rachen des Löwen, das Gift, alles Schädliche, wie Dornen und Sümpfe, sind ein Zubehör der prachtvollen und schönen Welt. Fort also mit dem Wahne, als stünden sie mit dem Wesen, das du verehrst, in keinerlei Verbindung, beachte vielmehr die wahre Quelle aller Dinge.

Wer das jetzt Vorhandene gesehen, der hat Alles überschaut, was von jeher war und was in alle Ewigkeit sein wird. Denn Alles ist von derselben Natur und Form.

Marc Aurel, Selbstbetrachtungen
a. a. O. Seite 78, 75, 76, 85

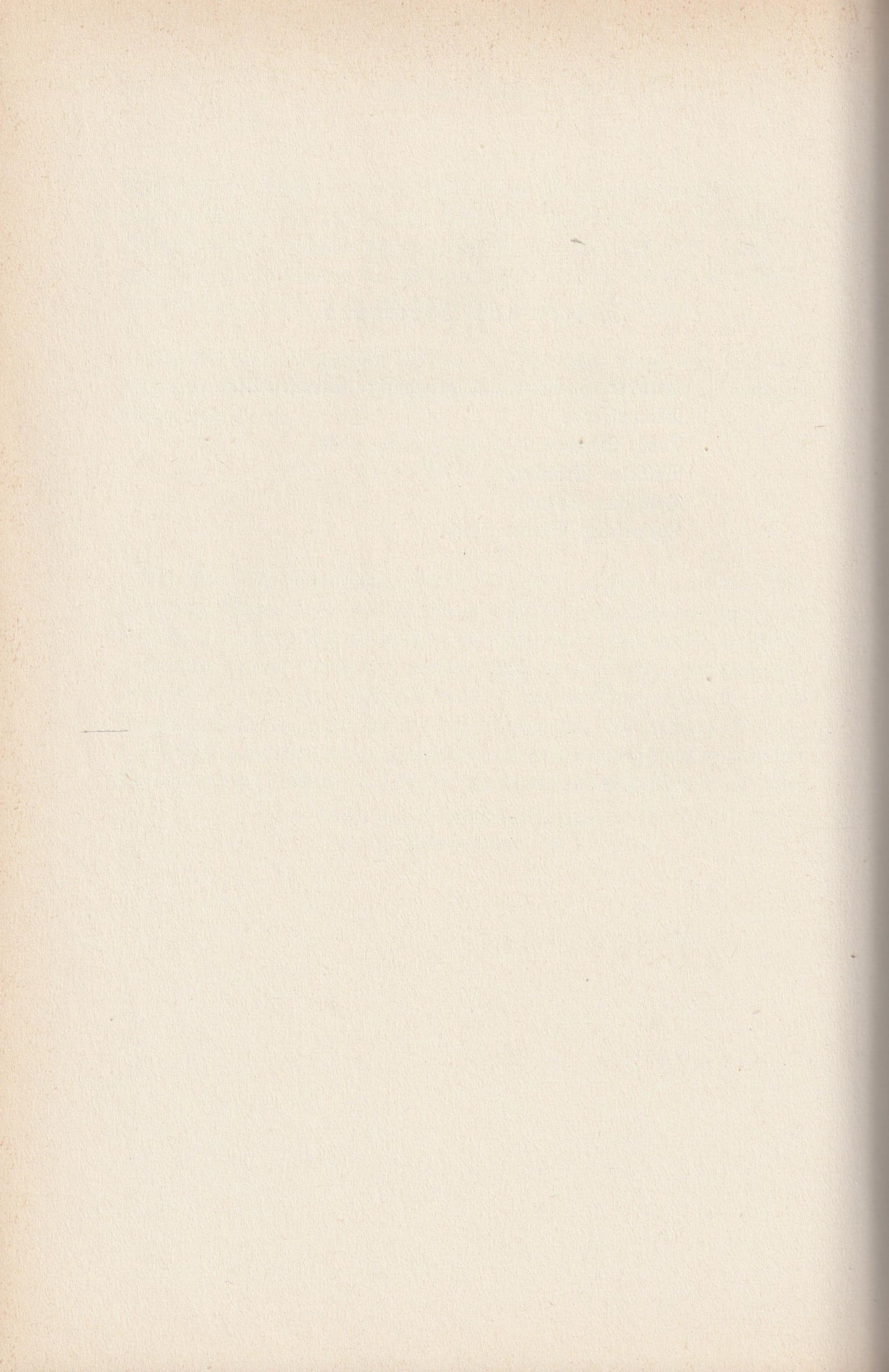
Geh einmal zu deinen verschiedenen Lebensstufen über, du wurdest Kind, Jüngling, Mann, Greis und es war ja auch jeder Wechsel von diesen ein Tod. Ist das etwas Schreckliches? Denke jetzt an die Zeit zurück, welche du noch unter deinem Großvater, nachher unter deiner Mutter und dann unter deinem Vater verlebt hast, und wenn du nun alle Trennungen, Umwandlungen und Auflösungen, die mit dir vorgegangen sind, erwägst, so frage dich selbst, war daran etwas Schreckliches? Ebensowenig wird es auch das Aufhören, der Stillstand und die Umwandlung deines ganzen Lebens sein.

Marc Aurel, Selbstbetrachtungen
a. a. O. Seite 132 unten und f.

III

Kelten und Germanen

Berichte römischer und griechischer Schriftsteller
Beowulfepos
Edda, Saga
Wilhelm Grönbech
Deutscher Spruch
Kymrisches Bardengedicht



Das Ende des Lebens achten sie für nichts. Es herrscht nämlich unter ihnen die Meinung des Pythagoras, die Seelen der Menschen seien unsterblich, und nach einer bestimmten Zahl von Jahren lebe man wieder auf, indem die Seele in einem andern Körper einwandere.

Diodor V 28 (griechischer Geschichtsschreiber des 1. Jahrh. v. Zw. in seiner Schilderung der Gallier)
Karl August Eckhardt, Irdische Unsterblichkeit (Weimar 1937) Seite 102

Vor allem lehren sie, daß die Seelen nicht stürben, sondern nach dem Tode vom einen auf den andern übergingen, und dadurch glauben sie einen Hauptantrieb zur Tugend zu finden, während die Todesfurcht in den Hintergrund tritt.

Caesar, De bello Gallico VI 14
Eckhardt, a. a. O. Seite 103

Die nördlichen Völker fürwahr sind
glücklich in ihrem Wahn, da jener größte der Schrecken
nicht sie bedrängt: die Furcht des Todes. So stürzen die Männer
mutig entgegen dem Stahl und sterben mit williger Seele.
Hier heißt feig, wer das Leben schont, das doch wieder zurückkehrt.

Marcus Annaeus Lucanus (römischer Schriftsteller des 1. Jh. n. Zw. in dem Gedicht Pharsalia, deutsch von Julius Krais, Berlin-Schöneberg o. J., 1. Gesang Zeile 450ff.)

Caesar besiegte die Germanen unter ihrem Führer Ariowist, die wegen der Hoffnung auf Wiedergeburt Verächter des Todes waren.

Appian (römischer Schriftsteller des 2. Jh. n. Zw.)
Eckhardt, a. a. O. Seite 7

Besser ist es für einen jeden,
Daß er seinen Freund räche als daß er viel trauere;
Sicher wird ein jeder von uns das Ende erfahren
Des Lebens; es erwirke, wer kann,
Ruhm vor dem Tode! Das ist für den Gefolgsmann,
Den nicht mehr Lebenden, hernach das beste.

Beowulfepos (Anfang des 8. Jahrhunderts, Vers 1384b—1389,
übersetzt von Robert Spindler)

Aufs neue immer zu Not und Sorge
Werden Weiber und Männer zur Welt geboren . . .

Edda, Brynhilds Todesfahrt
Eckhardt, a. a. O. Seite 9

Das war in alter Zeit Glaube, daß Menschen wiedergeboren werden konnten. Jetzt aber heißt das alter Weiber Wahn. Von Helgi und Sigrun erzählt man, daß sie wiedergeboren seien; er hieß da Helgi Haddingenheld und sie Kara Halfdans-Tochter.

Zusatz eines Sammlers der Edda-Lieder, eines Isländers des 13. Jahrhunderts n. Zw.,
zum Lied von Helgi-Hundingstöter und Sigrun
Edda, übersetzt von Hugo Gering (Leipzig 1892) Seite 182

Ein Sohn ist besser,
Ob geboren auch spät
Nach des Hausherrn Hingang:
Nicht steht ein Denkstein
An der Straße Rand,
Wenn ihn ein Gesippe nicht setzt.

Besitz stirbt,
Sippen sterben,
Du selbst stirbst wie sie;
Doch Nachruhm
Stirbt nimmermehr,
Den der Wackre gewinnt.

Besitz stirbt,
Sippen sterben,
Du selbst stirbst wie sie;
Eins weiß ich,
Das ewig lebt:
Des Toten Tatenruhm.

Edda, Das alte Sittengedicht 67—69
übertragen von Felix Genzmer (Jena 1920) II Seite 130

Die alten Vorfahren lebten in ihren Nachkommen, erfüllten sie mit ihrem Willen und wiederholten ihre Taten in ihnen. Eine höhnische Erwähnung der Dahingeschiedenen trifft in Wirklichkeit eine lebende Seele; denn während die Seele nach der Seelenwanderungslehre sich nur wiederholt und sich rettet, indem sie immer wieder ins Dasein tritt und von einem Körper in den anderen huscht, sind die Verwandten tatsächlich ihre Väter und die Väter ihrer Väter und erhalten diese durch ihr Sein. Da es dieselbe Seele ist, die die Alten zum Menschen machte und die jetzt aus der lebendigen Generation Träger von Ehre und Frieden schafft, schließt das Gegenwärtige die Vergangenheit nicht aus. Die Identität der Hamingja, die die Sippe trägt, schließt alle Verstorbenen mit ein.

Hier ist tatsächlich keine Rede von Vergangenheit und Gegenwart in der schonungslosen Art wie bei uns, die wir immer das Gesicht halb in einer dunklen Wolke begraben und ein feuchtkaltes Gefühl im Nacken haben. Die Zeit lag rings um jene Menschen ausgebreitet.

Wenn ein neuer Mensch in die Familie trat, sagten die Nordländer ausdrücklich: Unser Verwandter ist wieder geboren, der und der ist zurückgekommen. Und sie bekräftigten ihre Aussage, indem sie dem Jungen den alten Namen gaben. Thorstein weiht seinen Knaben dem Leben mit den Worten: „Dieser Knabe soll Ingimund heißen und ich erwarte Hamingja für ihn wegen des Namens.“ Die Seele und das Heil des alten Großvaters Ingimund soll jetzt wieder ins Leben treten, zu neuer Wirksamkeit im Lichte.

Bei der Geburt eines Kindes bricht das Heil der Verwandten wieder in einem Individuum hervor.

Wilhelm Grönbech, Kultur und Religion der Germanen (Hamburg 1937)
Seite 230 und 232

Dasselbe Thema kommt in einer anderen Saga vor, in der Svarfdæla, wo Thorolf, ein wackerer Jüngling aus Naumudal, der auf seinem allerersten Wikingzug eine tödliche Wunde erhält, in dem Augenblick, wo er stirbt, seinen Bruder bittet, seinen Namen auf die Nachkommen zu übertragen: „Mein Name hat nur eine kurze Weile gelebt, also würde ich vergessen werden, sobald du verschwindest; aber ich sehe, daß du die Sippe vergrößern und ein großer Heiling werden wirst. Ich möchte, daß du einen Sohn Thorolf nennst, und alle die Heilseigenschaften, die ich gehabt habe, werde ich ihm geben; dann, glaube ich, wird mein Name leben, solange die Welt bewohnt ist." Und Thorstein antwortet: „Das will ich dir gern versprechen, denn ich erwarte, daß es zu unserer Ehre gereichen wird, und gutes Heil wird deinem Namen folgen, solange er in unserer Sippe ist." Er hält sein Versprechen und der neue Thorolf wird seinem Verwandten gleich.

Unsterblichkeit besteht also darin, im Heil und in der Ehre zu bleiben und sie gesichert zu wissen; mag der Gedanke an die eigene Wohlfahrt sich so mächtig erheben, wie er will, er kann nicht die Form annehmen: was soll aus mir werden? Solange das Leben unzertrennlich an eine Einheit geknüpft ist, so daß das Individuum überhaupt nicht als Individuum existieren kann, fehlt der Stachel, der den Gedanken an die eigene Inkarnation in Bewegung setzen könnte. Der tote sowohl als auch der lebende Verwandte lebt in seiner Sippe; er denkt ihre Gedanken und ihre Ehre, er will ihren Willen, er fühlt ihre Gefühle, er ist ihr Körper. Er wird durchwärmt von der herzerfrischenden Ehre, zu der er selbst den Grund gelegt hat, er nährt sich vom Heil, und er handelt, denkt und plant mit den Verwandten. Und so ist die Frage: Sein oder Nichtsein, von Beginn ausgeschlossen.

Grönbech, a. a. O. Seite 251

Wir finden bei unseren Vorfahren nicht die geringste Furcht vor dem Lebensende. Wir hören, daß sie mit einem trotzigen Lachen durch das Unvermeidliche gingen; oder sie begegneten dem Gedanken an ein irdisches Ende mit überzeugter Gleichgültigkeit, die deutlich zeigte, daß sie dieser Begebenheit keine große Bedeutung beimaßen. Das Leben war in seiner Realität so stark, daß der Tod ihm gegenüber einfach nicht zählte und auch keinerlei Druck auf seine Ansprüche ausüben konnte. Trotz war ein Teil der Ehre und ein Teil dessen, was von einem Mann verlangt wurde, und wir sind deshalb genötigt, die Wurzeln dieser Todesverachtung tief in der Seele zu suchen. Die nordische Auffassung des Lebens wird vollkommen klar in dem Bilde gezeigt, das Tacitus von den jungen Männern gibt: „Wenn ihr Vaterland in langem Frieden und Untätigkeit dahinfault, suchen die meisten der hochgeborenen Jünglinge einen Weg zu solchen Völkern, die im Krieg sind, weil diese Männer von Natur aus nicht für Frieden und Stille sind, und weil es leichter ist, Ruhm zu gewinnen, wo die Gefahren gegeneinander spielen ..." — unzweifelhaft eine der echtesten und am wenigsten romantischen Schilderungen des Tacitus. Diese „hochgeborenen Jünglinge" haben kaum in einer Umgebung gelebt, wo der Tod als ein Gegenstand der Furcht aufgefaßt wurde, als etwas, was von hinten herangeschlichen kommt und einem kalt über den Nacken haucht.

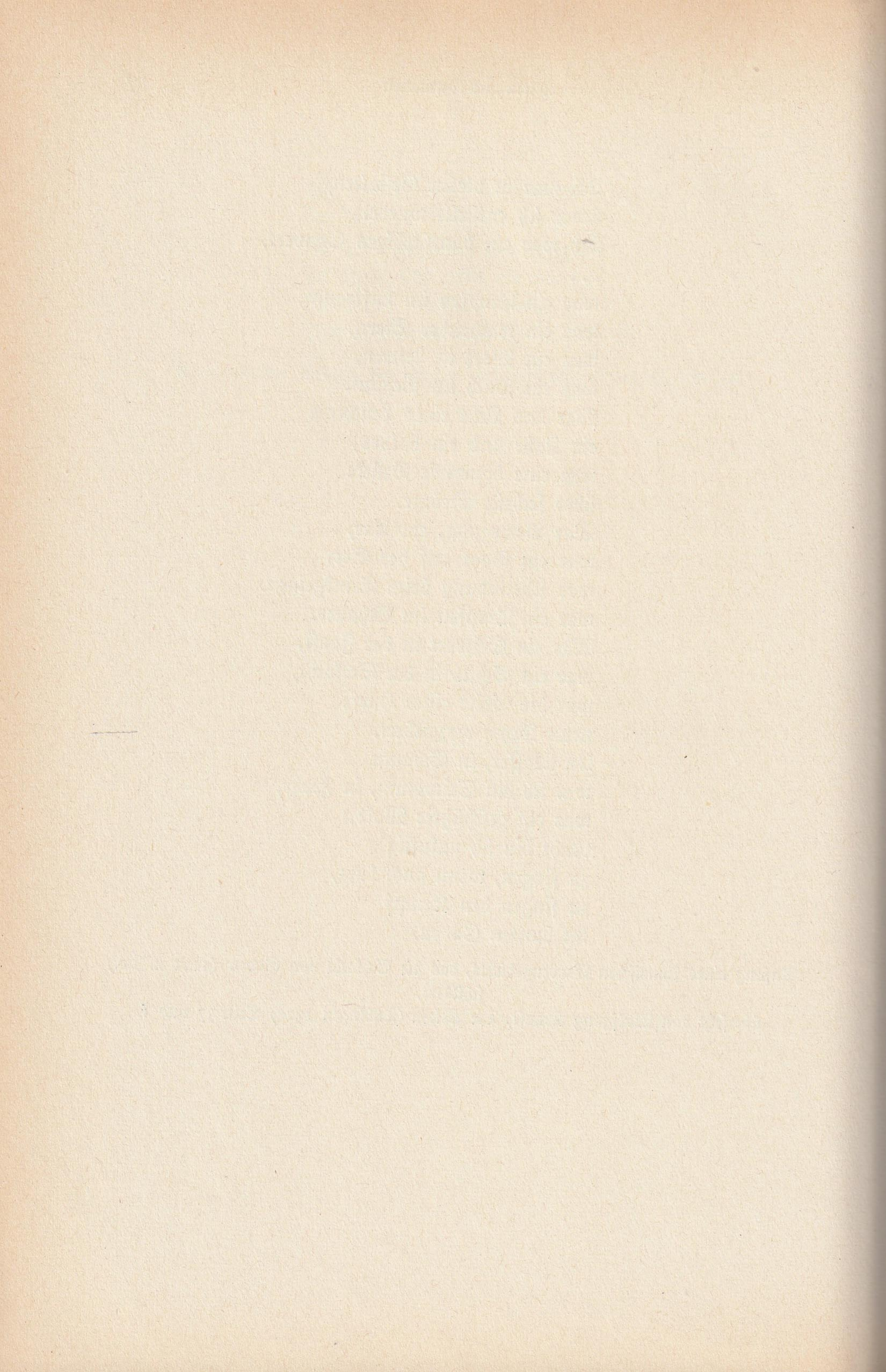
Grönbech, a. a. O. Seite 255

Ich komm', weiß nit woher,
Ich bin und weiß nit wer,
Ich leb', weiß nit wie lang,
Ich sterb' und weiß nit wann,
Ich fahr', weiß nit wohin,
Mich wunderts, daß ich fröhlich bin.

Alter deutscher Spruch, der sich bis in unsere Gegenwart erhalten hat

Ich war in vielen Gestalten,
bevor ich entstellt wurde.
Ich war ein buntfarbiges Schwert,
. . .
war ein Tropfen im Luftraum,
war ein wachender Stern,
war ein Wort in Lettern,
war ein Buch im Beginn.
War das Licht eines Leuchters
ein Jahr und ein halbes,
war eine dauernde Brücke
über sechzig Ströme.
War Bewegung, ein Aar,
war ein Boot auf der See,
war Überredung beim Trinkgelage.
war ein Tropfen im Schauer.
War ein Schwert in der Faust,
war ein Schild in der Schlacht,
war die Saite einer Harfe
neun Jahre verzaubert.
In Wasser, in Schaum
war ich ein Schwamm, in Feuer,
war ein geschützter Wald.
Nicht bin ich unlustig
zu singen, wenn auch kurz,
zu singen den Kampf
im bunten Godeu.

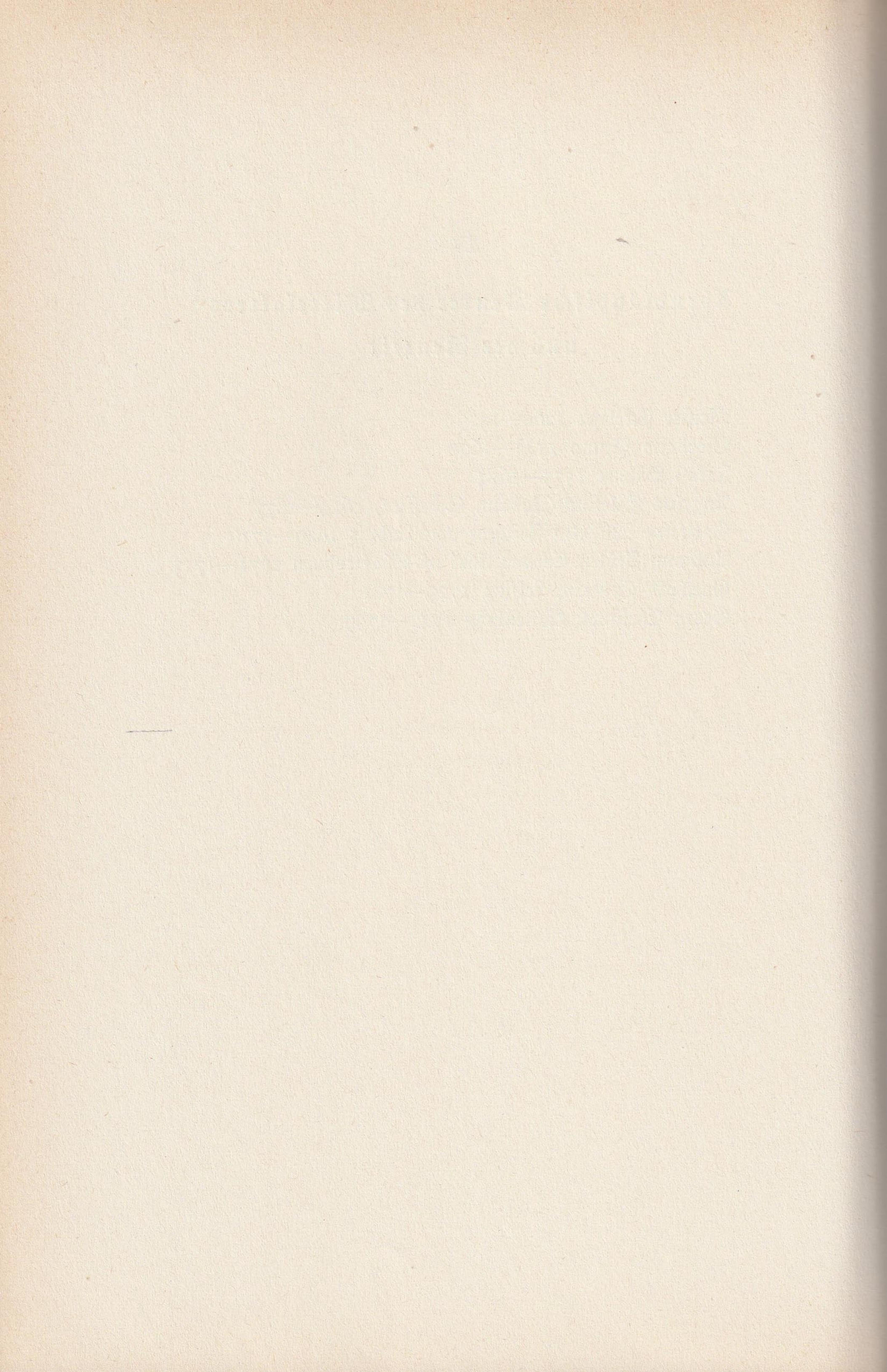
Anfang eines kymrischen Bardengedichts, das die Schlacht von Godeu (1121 n. Zw.) schildert,
übersetzt von Wolfgang Krause, Die Kelten (Tübingen 1929) Seite 37 und f.



IV

Abendländische Denker des Mittelalters und der Neuzeit

Meister Eckehart 1260—1329
Giordano Bruno 1548—1600
Jakob Böhme 1575—1624
Angelus Silesius (Johann Scheffler) 1624—1677
Gottfried Wilhelm Freiherr von Leibniz 1646—1716
Anthony Ashley Cooper Earl of Shaftesbury 1671—1713
Gotthold Ephraim Lessing 1729—1781
Georg Christoph Lichtenberg 1742—1799



Alle Dinge, die da sind, sind nicht durch sich selber, sondern in der Ewigkeit entsprungen aus einem Urquell, der aus sich selber quillt ...

In der Zeit sind sie aus nichts geschaffen, und davon sind sie Kreatur; in dem ewigen Hervorgange aber, in welchem sie ausgeflossen sind ohne noch ein Selbst zu sein, da sind sie, als an Gott, selber Gott ...

So ist es denn ein Fluß, der in sich selber verströmt: Gott, so sagt Dionysius, ist ein Brunnen, der in sich selber verflossen ist, so daß seine Natur allem Erschaffenen verborgen ist.

Eckehart, Von zweien Wegen
Schriften aus dem Mittelhochdeutschen übertragen von Hermann Büttner (Jena 1934)
Seite 118

O Wunder über Wunder, wenn ich denke an die Vereinigung, die der Seele da mit Gott zuteil wird! Er macht die Seele vor Freud' und Wonne aus sich selber fließen.

Der göttliche Liebesquell strömt über sie und reißt sie aus sich selber los in das namenlose Wesen hinein, in ihren Urquell, in Gott.

Ich will nun nicht weiter von der Seele reden, denn sie hat dort in der Einheit des göttlichen Wesens ihren Namen verloren. Darum heißt sie da nicht mehr Seele, ihr Name ist: unermeßliches Wesen.

Da nun Gott unteilbar eins ist, so sind alle Dinge und alle Stätten eine einzige Statt Gottes. So sind alle Dinge Gottes voll — voll von seinem göttlichen Wesen, ohne Unterlaß.

In diesem Allumschließen löst Alles sich in Alles, denn da hält Alles Alles in sich beschlossen.

Alle Dinge sind — in endlicher Gestalt — in die Zeit entflossen, und sind dabei doch — in unendlicher Gestalt — in der Ewigkeit verblieben. Da sind sie Gott in Gott.

Eckehart, Von der Vollendung der Seele
a. a. O. Seite 90, 91, 94, 95

Der Vater gebiert in Ewigkeit den Sohn, als sein Ebenbild.

Ohne Unterlaß gebiert er ihn. Und ich sage weiter: mich gebiert er als seinen Sohn, als denselben Sohn! Ja, er gebiert mich nicht bloß als seinen Sohn, er gebiert mich als Sich und Sich als mich, er gebiert mich als sein eigenes Wesen, seine eigene Natur: im tiefsten Quell, da quill ich aus im heiligen Geiste, da ist nur ein Leben, ein Wesen, ein Werk!

Wo der Mensch Gott von draußen holt und hernimmt, der hat das Rechte nicht. Man soll Gott nicht außer sich suchen oder wähnen, sondern ihn nehmen, wie er mein eigen und in mir ist! Wir sollen auch nicht Gott dienen noch unsere Werke verrichten um irgendein Warum: nicht um Gott noch um Gottes Ehre, noch um irgend etwas, was außer uns wäre, sondern allein um dessentwillen, was in uns ist, als unser Wesen, unser eigenes Leben.

Eckehart, Von den Gerechten
a. a. O. Seite 124, 125 und f.

Entsinke du allem, was irgend du,
Verfließe ganz in seine Wesenruh';
Was erst für sich: dort er, du hier,
Schließt nun sich zusammen zum einigen Wir . . .

Eckehart, Von der Erneuerung am Geiste
a. a. O. Seite 145

Und Augustinus sagt: die Seele hat ein nahes Eingehen in die göttliche Natur, in welchem alle Dinge für sie zu nichte werden.

So ganz soll sie als Ich zu nichte werden, daß da nichts mehr bleibt als Gott, ja daß sie auch Gott noch überstrahle wie die Sonne den Mond, und mit derselben Alldurchdringlichkeit wie er einströme in alle Ewigkeiten der Gottheit: wo in ewigem Strome Gott in Gott verfließt.

Eckehart, Von dem Zorne der Seele und von ihrer rechten Stätte
a. a. O. Seite 163, 164

Wenn man das Leben fragte tausend Jahre lang: „Warum lebst du?" Wenn es überhaupt antwortete, würde es nur sagen: „Ich lebe, um zu leben!" Das rührt daher, weil das Leben aus seinem eigenen Grunde lebt, aus seinem Eignen quillt; darum lebt es ohne ein Warum: es lebt nur sich selber! Und fragte man einen wahrhaften Menschen, einen, der aus seinem eigenen Grunde wirkt: „Warum wirkst du deine Werke?" Wenn er recht antwortete, würde er auch nur sagen: „Ich wirke, um zu wirken!"

Eckehart, Von dem Sohne
a. a. O. Seite 102

Nimmer vergeht die Seele, vielmehr die frühere Wohnung
Tauscht sie mit neuem Sitz und lebt und wirket in diesem.
Alles wechselt, doch nichts geht unter.

Giordano Bruno, Della causa principio et uno
Lichtstrahlen aus Giordano Bruno's Werken, herausg. von Ludwig Kuhlenbeck (Leipzig 1891) Seite 55

Der Tod ist nichts anderes, als eine Scheidung zusammengefügter Teile bei einem Zusammengesetzten, von ihm bleibt alles substantielle Sein unberührt, nur das Accidens der Freundschaft, Übereinstimmung und Ordnung, die phänomenale Beziehung zu Anderen, verschwindet.

Giordano Bruno, Spaccio
a. a. O. Seite 51

Ursach' und Grund und Du, das ewig Eine,
Dem Leben, Sein, Bewegung rings entfließt,
Das sich in Höh', und Breit' und Tief ergießt,
Daß Himmel, Erd' und Unterwelt erscheine!

Mit Sinn, Vernunft und Geist erschau' ich deine
Unendlichkeit, die keine Zahl ermißt,
Wo überall Mitte, nirgends Umfang ist,
In deinem Wesen weset auch das meine.

Giordano Bruno, Della causa principio et uno, übersetzt von Carrière
a. a. O. Seite 42

Was wäre ein Gott, der nur von außen stieße, das All im Kreise drehte und einem Wagenlenker gleich die Gestirne auf ihren Bahnen herumführte? Würdiger ist es, Ihn als das innere Prinzip aller Bewegung zu denken, als die eigentliche Natur, die gestaltende Form, die wahre Seele alles dessen, was in seinem Schoße, durch seine Kraft, lebendig ist.

Giordano Bruno, De immenso
a. a. O. Seite 44

Alles ist nur ein Kreis, des Lebens wirkende Kraft, die
Alles in Alles stets und in sich selber verwandelt,
Alles aus Allem läßt und aus ihr selber entströmen ...

Giordano Bruno, De universo, übersetzt von Carrière
a. a. O. Seite 110

Hier liegt der Grund, weswegen wir nicht zu fürchten brauchen, daß irgend ein besonderes wahres Wesen wirklich vernichtet werde oder vergehe oder sich ins Leere verliere, woselbst es sich in Nichts auflösen könnte. Hier liegt der Grund des allgemeinen Wechsels im All, zufolge dessen es kein Übel gibt, dem man nicht entgehen noch irgend ein Gut, dessen man nicht teilhaftig werden könnte, da ja bei beständiger Veränderung im unermeßlichen Gefilde das ganze Wesen doch stets als ein und dasselbe beharrt. Wenn wir diese Betrachtung beherzigen, so wird kein unverhofftes Schicksal uns in Schmerz oder Furcht verzagen lassen, so darf kein Glück in Freude oder Hoffnung uns überheben. Hier werden wir den wahren Weg zur wahren Sittlichkeit finden; werden lernen, hochherzige Verächter aller Dinge zu sein, welche ein kindisches Denken hochschätzt, und werden größer sein, als selbst Jene, die der blinde Pöbel als Götter verehrt; als wahrhafte Forscher einer Geschichte der Natur, die in uns selber geschrieben steht, und als gehorsame Befolger der göttlichen Gesetze, welche dem Zentrum unseres Herzens eingemeißelt sind. —

Das ist eine Philosophie, welche die Sinne öffnet, das Herz befriedigt, den Verstand erweitert und den Menschen zur wahren Glückseligkeit zurückführt, soweit er derselben überhaupt als Mensch und in solcher Zusammensetzung fähig ist, die ihn von der unruhigen Sorge um Vergnügungen und Lüste und vom dumpfen Schmerzgefühl befreit, ihn des gegenwärtigen Guten sich erfreuen und von der Zukunft ebenso wenig fürchten wie hoffen heißt, da die Vorsehung oder das Fatum oder Schicksal, das über den Wechsel unseres individuellen Daseins verfügt, nicht will und nicht gestattet, daß wir von dem einen mehr wissen, als von dem andern. Mag uns auf den ersten Blick auch oft Zweifel und Verwirrung umnebeln, so werden wir doch, wenn wir das Sein und Wesen dessen tiefer erwägen, in dem wir umwandelbar sind, finden, daß es nicht nur für uns, sondern für jegliche wahre Substanz keinen Tod gibt, daß Jegliches durch den unendlichen Raum dahinwallend nur sein Angesicht ändert.

Giordano Bruno, De l'infinito
a. a. O. Seite 53 und f.

„Gehe nun, Tor, und fürchte des Todes drohendes Schicksal!
Geh und zittre vor Torengeschwätz, laß Träume des Pöbels
Bebende Angst vorm dunkelen Los dir bereiten, wie wenn du
Wirklich ein Erdenkloß, aus Teilen des Staubes geballt wärst! —
Wird nicht, stets im Flusse der Zeit selbst fließend, der Leib dir
Immer verwandelt? Erneut er sich nicht in stetigem Wechsel
Andere Teile ergreifend und andere wieder verlierend?
Wähnst du etwa, dir bliebe der Stoff des Leibes derselbe,
Gänzlich oder zum Teil, so wie er noch eben gewesen?
Wähnst du, des Knaben Blut und Fleisch und Knochen — im Jüngling
Stäken sie noch? Ist dies nicht alles verändert im Manne?
Merkst du denn nicht, wie die Glieder im Wechsel des Stoffs sich erneuernd,
Frühere Form abwerfen . . ., indes inmitten des Herzens
Immer die Eine Natur fortwaltet und bildet, ein Wesen,
Das du selber ja bist, stets Einer und immer derselbe?
— — — — — — — — — — — — — — — — — —
Also entspringt das Leben, und also erblühet der Körper:
Aus verborgenem Kern entfaltet in wachsender Sphäre
Sich dein Wesen; ein bauender Geist, ein bildender, sammelt
Ringsumher die Atome, durchseelt das Ganze und lenkt es,
Bis die Zeit sich erfüllt und die formende Fessel des Leibes
Reißt. Dann zieht er zurück in den Kern sich wieder; von dort aus
Neu empfängt ihn die ewige Welt. Das nennen ‚den Tod' wir,
Weil wir das Licht nicht kennen, dem wir zueilen."

Giordano Bruno, De Triplici Minimo
Alfred Bertholet, Seelenwanderung (Halle 1904) Seite 46

Mit größerer Furcht vielleicht verkündet
Ihr dies Urteil, als ich es empfange.

Bruno's letztes Wort zu den Richtern der Inquisition.
Er wurde wegen seiner Lehre zum Feuertod verurteilt und im Jahre 1600 in Rom verbrannt.

Ludwig Kuhlenbeck, a. a. O. Seite 142

Ein Kämpfer war ich,
Voll Hoffnung zu siegen;
Doch lähmte oftmals
Natur und Schicksal
Der Seele Bemüh'n
Und des Geistes Kraft.
Doch immerhin ist es
Kein Geringes,
Auch nur in die Schranken
Getreten zu sein.
...
Unrühmlichem Leben
Hab' ich bevorzugt
Mutiges Sterben;
Dem Beifall der Besten,
Dem herrlichsten Nachruhm
Hat meine Tugend
Sich freudig geopfert!

Aus Giordano Bruno's eigener Grabschrift
Kuhlenbeck, a. a. O. Seite 141

Und das ist es, daß wir sagen: Gott dürstete nach unserer Seelen. Er ist unser Stamm worden, wir sind seine Zweige und Äste: Wie ein Stamm immer seinen Saft den Ästen gibt, daß sie leben und Frucht tragen, dem ganzen Baum zur Herrlichkeit, also tut auch uns unser Stamm.

Jakob Boehme, Von der Menschwerdung Jesu Christi
Schriften, herausg. von Hans Kayser (Leipzig 1935) Seite 310

Das Wesen aller Wesen ist nur eine magische Geburt aus einem Einzigen in Unendlich: das Einige ist Gott, das Unendliche ist Zeit und Ewigkeit; und eine Offenbarung des Einen, da ein jedes Ding mag aus Einem in viel gebracht werden und hinwieder aus Vielen in Eines —.

Denn was ist das Leben der Kreatur? Anders nichts als ein Fünklein vom Willen Gottes.

... so ist uns das allerhöchst vonnöten, daß wir lernen verstehen, wie wir mögen wieder aus der angenommenen Eigenheit, darinnen wir Marter, Not und Qual haben, in die Einheit, als in den Grund und Herkommen des Gemütes kommen, darinnen das Gemüt in seinem ewigen Grunde ruhen möge.

Jakob Boehme, Mysterium Magnum
a. a. O. Seite 361, 370, 374

Wenn wir nicht halb so viel wüßten, und wären viel kindischer, hätten aber nur einen brüderlichen Willen untereinander und lebten als Kinder einer Mutter, als wie die Zweige an einem Baume, die alle von einer Wurzel Saft nehmen, so wären wir viel heiliger.

Jakob Boehme, Aus dem Wege zu Christo
a. a. O. Seite 383

Tod ist ein selig Ding: je kräftiger er ist,
Je herrlicher daraus das Leben wird erkiest.

Indem der weise Mann zu tausendmalen stirbt,
Er durch die Wahrheit selbst um tausend Leben wirbt.

Ich glaube keinen Tod: sterb' ich gleich alle Stunden,
So hab' ich jedesmal ein besser Leben funden.

Ich sterb' und lebe Gott: will ich ihm ewig leben,
So muß ich ewig auch für ihn den Geist aufgeben.

Angelus Silesius, Der cherubinische Wandersmann
Sämtl. poetische Werke, herausg. von Georg Ellinger (Berlin 1923) I Seite 25

Ich weiß, daß ohne mich Gott nicht ein Nu kann leben,
Werd' ich zu nicht, er muß von Not den Geist aufgeben.

Gott ist in mir das Feu'r und ich in ihm der Schein:
Sind wir einander nicht ganz inniglich gemein?

Ich bin so groß als Gott, er ist als ich so klein:
Er kann nicht über mich, ich unter ihm nicht sein.

Angelus Silesius, Der cherubinische Wandersmann
a. a. O. Seite 22

Wenn du in Wahrheit kannst aus Gott geboren sein,
Und wieder Gott gebär'n, so gehst du aus und ein.

Wie magst du was begehrn? Du selber kannst allein
Der Himmel und die Erd' und tausend Engel sein.

All's kommt aus Einem her und muß in Eines ein,
Wo es nicht will gezweit und in der Vielheit sein.

Angelus Silesius, Der cherubinische Wandersmann
a. a. O. Seite 78, 83, 171

Viel Körnlein sind ein Brot, ein Meer viel Tröpfelein,
So sind auch unser viel' in Gott ein einz'ges Ein.

Wenn du das Tröpflein wirst im großen Meere nennen,
Dann wirst du meine Seel' im großen Gott erkennen.

Das Tröpflein wird das Meer, wenn es ins Meer gekommen,
Die Seele Gott, wenn sie in Gott ist aufgenommen.

Angelus Silesius, Der cherubinische Wandersmann
a. a. O. Seite 251

Gott hat nicht Unterscheid, es ist ihm alles ein:
Er machet sich so viel der Flieg' als dir gemein.

Gott gleicht sich einem Brunn': er fleußt ganz mildiglich,
Heraus in sein Geschöpf und bleibet doch in sich.

Angelus Silesius, Der cherubinische Wandersmann
a. a. O. Seite 39, 201

Ein Fünklein außerm Feu'r, ein Tropfen außerm Meer,
Was bist du doch, o Mensch, ohn' deine Wiederkehr?

Die Ewigkeit ist uns so innig und gemein,
Wir woll'n gleich oder nicht, wir müssen ewig sein.

Mensch, stirbest du nicht gern, so willst du nicht dein Leben,
Das Leben wird dir nicht als durch den Tod gegeben.

Angelus Silesius, Der cherubinische Wandersmann
a. a. O. Seite 221, 203, 244

Ich sage, weil der Tod allein mich machet frei,
Daß er das beste Ding aus allen Dingen sei.

Angelus Silesius, Der cherubinische Wandersmann
a. a. O. Seite 26

Daher findet sich im strengen Sinne des Wortes weder eine vollständige Zeugung noch einvollkommener Tod, der in einer Trennung des Körpers von der Seele bestehen würde. Was wir Erzeugungen nennen, sind Entwicklungen und Vermehrungen; was wir Tod nennen, sind Verpuppungen und Verminderungen.

Leibniz, Monadologie
Kuno Fischer, Gottfried Wilhelm Leibniz, Leben, Werke und Lehre (Heidelberg 1920)
Seite 396

... so folgere ich, daß das, was wir Erzeugung eines Tieres nennen, nur eine Umgestaltung und Vermehrung ist, weil derselbe Körper schon belebt war und weil er dieselbe Seele hatte. Umgekehrt schließe ich aus der Erhaltung der Seele, wenn sie einmal erschaffen worden, daß auch das Tier erhalten wird, und daß der Tod nur scheinbar und nur eine Einhüllung ist, da in der Ordnung der Natur anscheinend es keine ganz vom Körper getrennte Seelen gibt, und da das, was nicht auf natürliche Weise beginnt, auch nicht durch natürliche Kräfte wieder aufhören kann.

Wenn eine so schöne Ordnung und so allgemeine Regeln für die Tiere bestehen, so scheint es nicht vernünftig, daß der Mensch ganz davon ausgeschlossen sein sollte und daß bei ihm alles auf seine Seele bezügliche nur durch Wunder geschähe.

Leibniz, Theodicee
übersetzt von J. H. Kirchmann (Leipzig 1879) Seite 159 und f.

Die Pflanzen erhalten durch ihren Tod die Tiere, und die verwesenden Leiber der Tiere befruchten die Erde und ernähren wiederum das Pflanzenreich. Die unzählbare Menge der Insekten wird durch die höheren Gattungen der Vögel und Säugetiere und diese wieder werden durch den Menschen vermindert, welcher seinerseits andern Naturen unterworfen ist und gleich ihnen seinen sterblichen Leib dem Ganzen zum Opfer bringt. Wenn nun bei Naturen, von denen eine über die andere so wenig erhaben ist, die Aufopferung der eigenen Vorteile so gerecht erscheint, wieviel einleuchtender ist es dann, daß alle geringeren Naturen der überlegenen Natur des Weltalls unterworfen sind, des Weltalls, Palemon, das Sie gerade jetzt entzückte, als der Sonne schwindendes Licht jenen glänzenden Gestirnen Platz machte und dies unermeßliche System Ihren Betrachtungen darbot!

Shaftesbury, Die Moralisten
übersetzt von Karl Wollf (Jena 1910) Seite 21, 20

Das Gute behält immer die Oberhand, und jede der Verderbnis und dem Tode unterworfene Natur ist mit ihrer Sterblichkeit und Verderbtheit nur einer besseren dienstbar, und alle zusammen jener besten und höchsten Natur, welche unverderblich und ewig ist.

Um nun gewiß zu sein, daß wir niemals an irgendeinem jenseitigen Zustand teilhaben werden, müssen wir erst vollkommen verstehen, woran wir eigentlich im Diesseits teilhaben und gebunden sind. Wir müssen uns selbst genau kennen und wissen, worin dies unser Selbst besteht. Wir müssen uns definitiv gegen die Präexistenz entscheiden und die Behauptung, wir hätten vor der Geburt an keinerlei Leben teilgehabt, besser begründen als einfach damit, daß wir uns nicht erinnern und kein Bewußtsein davon haben. Denn viele Dinge haben uns früher einmal sehr stark ergriffen, ohne daß sie uns jetzt noch im Gedächtnis oder Bewußtsein haften. Und so kann es sein, daß wir immer und immer aufs neue existieren in alle Ewigkeit, denn ein Beweis für das Gegenteil läßt sich unmöglich führen. Alles in uns ist

Wechsel. Wir sind von einem Tag zum andern nicht mehr die nämliche Materie oder das nämliche System von Materie. Welches Werden uns künftig bevorstehen mag, wissen wir nicht, da wir sogar jetzt in unaufhörlicher Wandlung und nur durch ständiges Vergehen und Erneuertwerden leben.

Die Energie des Lebens ist weit verbreitet, unendlich gestaltenreich, alles durchströmend, nirgends erloschen. Alles lebt und kehrt in regelmäßiger Folge wieder ins Leben zurück. Die vergänglichen Wesen verlassen ihre erborgten Formen und treten das Stoffliche ihres Wesens neuen Ankömmlingen ab. Im Wechsel der Generationen zum Leben erweckt, schauen sie das Licht und vergehen im Schauen, auf daß auch andere das herrliche Bild betrachten und immer mehr Geschöpfe die Gaben der Natur genießen. Freigebig und groß teilt sie sich so vielen als möglich mit und vervielfacht die Gegenstände ihrer Güte ins Unendliche. Nichts hemmt ihre rastlose Hand. Keine Zeit, keine Substanz geht verloren oder bleibt ungenützt. Neue Formen entstehen, und, wenn die alten sich auflösen, so liegt der Stoff, woraus sie zusammengesetzt waren, nicht nutzlos da, sondern wird mit gleicher Sorgsamkeit und Kunst verarbeitet, selbst in der Verwesung, dem scheinbaren Zusammenbruch und schmählichen Greuel der Natur.

Shaftesbury, Die Moralisten
a. a. O. Seite 22, 34, 115

Geh deinen unmerklichen Schritt, ewige Vorsehung! Nur laß mich dieser Unmerklichkeit wegen an dir nicht verzweifeln. — Laß mich an dir nicht verzweifeln, wenn selbst deine Schritte mir scheinen sollten zurückzugehen! — Es ist nicht wahr, daß die kürzeste Linie immer die gerade ist.

Du hast auf deinem ewigen Wege so viel mitzunehmen! so viel Seitenschritte zu tun! — Und wie? wenn es nun gar so gut als ausgemacht wäre, daß das große, langsame Rad, welches das Geschlecht seiner Vollkommenheit näher bringt, nur durch kleinere, schnellere Räder in Bewegung gesetzt würde, deren jedes sein einzelnes eben dahin liefert?

Nicht anders! Eben die Bahn, auf welcher das Geschlecht zu seiner Vollkommenheit gelangt, muß jeder einzelne Mensch (der früher, der später) erst durchlaufen haben.

Lessing, Die Erziehung des Menschengeschlechtes
Werke (Bibl. Institut Leipzig) VII Seite 449

Aber warum könnte jeder einzelne Mensch auch nicht mehr als einmal auf dieser Welt vorhanden gewesen sein?

Ist diese Hypothese darum so lächerlich, weil sie die älteste ist? Weil der menschliche Verstand, ehe ihn die Sophisterei der Schule zerstreut und geschwächt hatte, sogleich darauf verfiel?

Warum könnte auch ich nicht hier bereits einmal alle die Schritte zu meiner Vervollkommnung getan haben, welche bloß zeitliche Strafen und Belohnungen den Menschen bringen können?

Und warum nicht ein andermal alle die, welche zu tun uns die Aussichten in ewige Belohnungen so mächtig helfen?

Warum sollte ich nicht so oft wiederkommen, als ich neue Kenntnisse, neue Fertigkeiten zu erlangen geschickt bin? Bringe ich auf einmal so viel weg, daß es der Mühe, wiederzukommen, etwa nicht lohnet?

Darum nicht? — Oder weil ich es vergesse, daß ich schon dagewesen? Wohl mir, daß ich das vergesse. Die Erinnerung meiner vorigen Zustände würde mir nur einen schlechten Gebrauch des gegenwärtigen zu machen erlauben. Und was ich auf itzt vergessen muß, habe ich denn das auf ewig vergessen?

Oder weil so zuviel Zeit für mich verloren gehen würde? — Verloren? — Und was habe ich denn zu versäumen? Ist nicht die ganze Ewigkeit mein?

Lessing, Die Erziehung des Menschengeschlechtes
a. a. O. Seite 450

Die alten Artisten stellten den Tod nicht als ein Skelett vor, denn sie stellten ihn, nach der Homerischen Idee, als den Zwillingsbruder des Schlafes vor, und stellten beide den Tod und den Schlaf mit der Ähnlichkeit unter sich vor, die wir an Zwillingen so natürlich erwarten. Auf einer Kiste von Zedernholz in dem Tempel der Juno zu Elis ruhten sie beide als Knaben in den Armen der Nacht. Nur war der eine weiß, der andere schwarz; jener schlief, dieser schien zu schlafen, beide mit übereinandergeschlagenen Füßen.

Lessing, Wie die Alten den Tod gebildet
a. a. O. VI Seite 75

Ich kann den Gedanken nicht loswerden, daß ich gestorben war, ehe ich geboren wurde, und durch den Tod wieder in jenen Zustand zurückkehre. Es ist ein Glück in mancher Rücksicht, daß diese Vorstellung nicht zur Deutlichkeit gebracht werden kann. Wenn auch der Mensch jenes Geheimnis der Natur erraten kann, so wäre es doch sehr gegen ihr Interesse, wenn er es beweisen könnte. Sterben und wieder lebendig werden mit Erinnerung seiner vorigen Existenz, nennen wir ohnmächtig gewesen sein; wieder erwachen mit andern Organen, die erst wieder gebildet werden müssen, heißt geboren werden.

Lichtenberg, Vermischte Schriften
(Göttingen 1844) I Seite 32 und f.

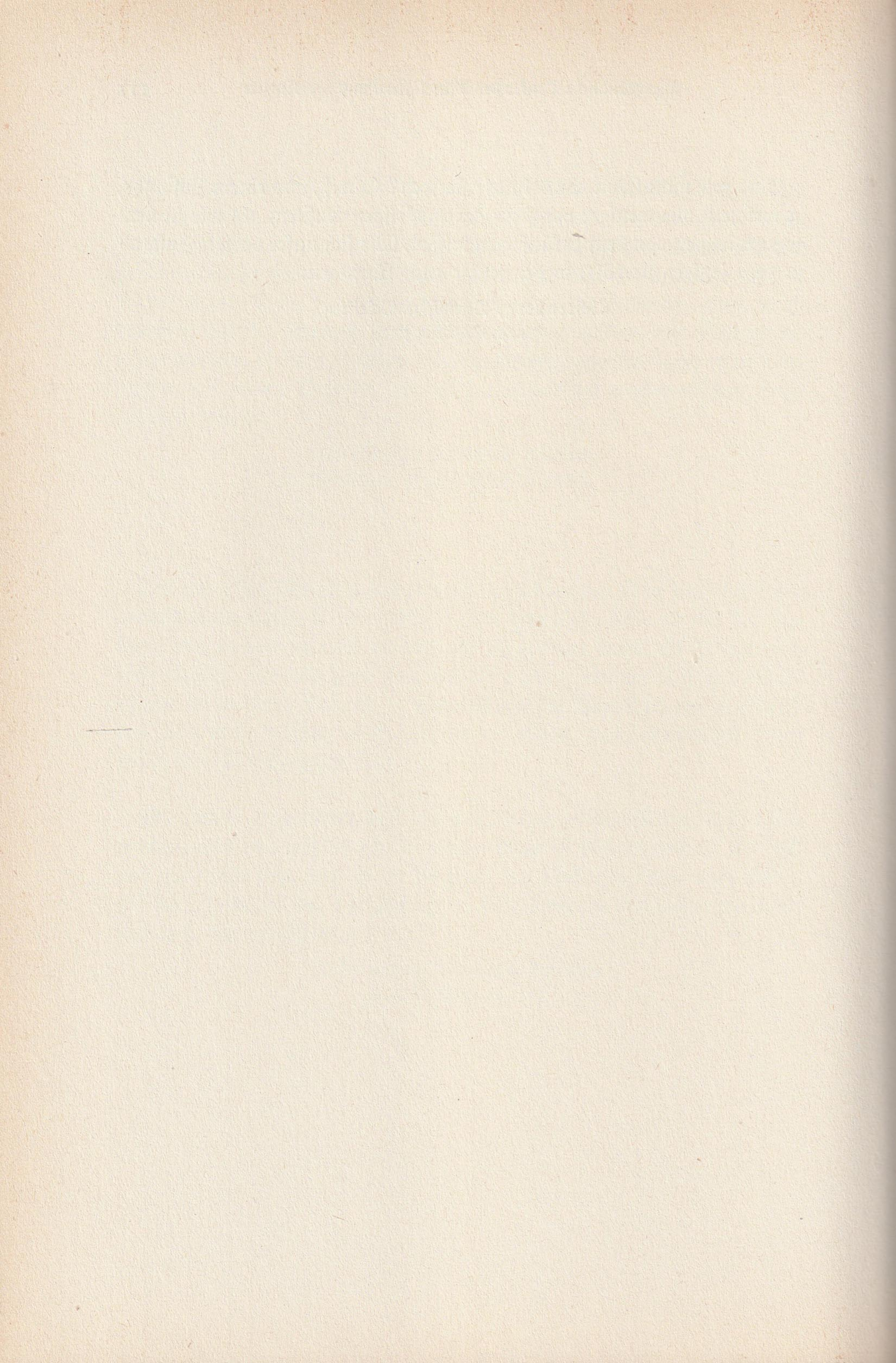
Die wenigsten Menschen haben wohl recht über den Wert des Nichtseins gehörig nachgedacht. Unter Nichtsein nach dem Tode stelle ich mir den Zustand vor, in dem ich mich befand, ehe ich geboren ward. Es ist eigentlich nicht Apathie, denn die kann noch gefühlt werden, sondern es ist gar nichts. Gerate ich in diesen Zustand — wiewohl hier die Wörter ich und Zustand gar nicht mehr passen; es ist, glaube ich, etwas, das dem ewigen Leben völlig das Gleichgewicht hält.

Wir sind so eingerichtet, daß wir wohl selten gültige Richter dessen sein werden, was uns nützlich ist. In diesem Leben ist dieses der Fall, wer will uns gut dafür sein, daß es in Rücksicht auf künftiges Leben nicht ebenso ist? Wen Gott lieb hat, den züchtigt er. Wie, wenn es nun hieße: wen Gott lieb hat, den vernichtet er?

Lichtenberg, Vermischte Schriften
a. a. O. Seite 88, 105

Sind wir nicht schon einmal auferstanden? Gewiß, aus einem Zustande, in welchem wir weniger von dem gegenwärtigen wußten, als wir in dem gegenwärtigen von dem zukünftigen wissen. Wie sich unser voriger Zustand zu dem jetzigen verhält, so der jetzige zum künftigen.

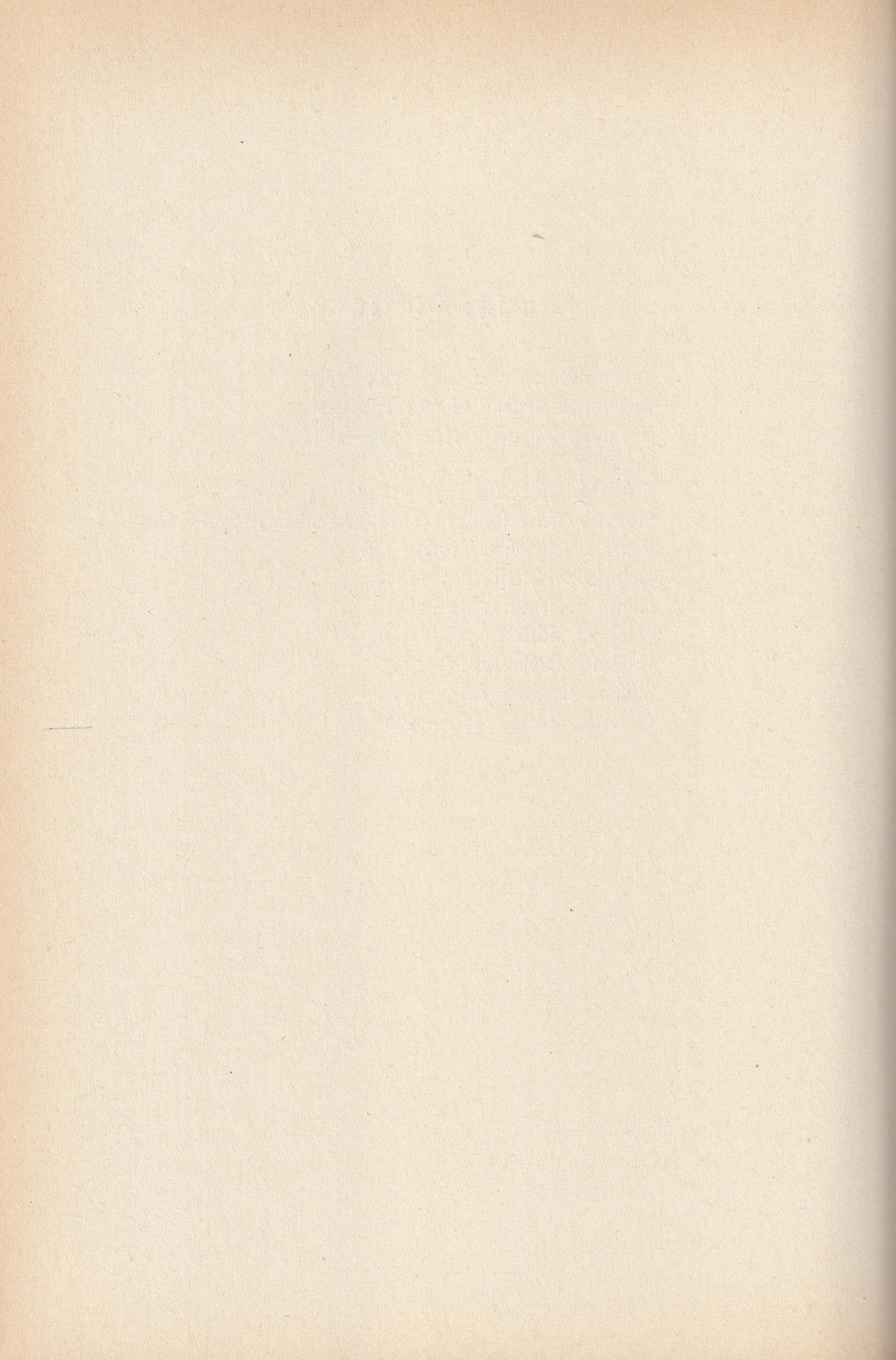
Lichtenberg, Vermischte Schriften
a. a. O. Seite 57



V

Deutsche Dichter

Johann Gottfried Herder 1744—1803
Johann Wolfgang Goethe 1749—1832
Christoph August Tiedge 1752—1841
Friedrich Schiller 1759—1805
Friedrich Hölderlin 1770—1843
Novalis (Friedrich Freiherr v. Hardenberg) 1772—1801
Ernst Moritz Arndt 1769—1860
Heinrich v. Kleist 1777—1811
Achim v. Arnim 1781—1831
Friedrich Rückert 1788—1866
Friedrich Hebbel 1813—1863
Richard Wagner 1813—1883
Gottfried Keller 1819—1890



Alles Leben der Natur, alle Arten und Gattungen der beseelten Schöpfung, was sind sie, als Funken der Gottheit, eine Aussaat von verkörperten Sternen, unter denen die beiden Menschengeschlechter, wie Sonne und Mond dastehen. Wir überglänzen, wir verdunkeln die andern Gestalten, führen sie aber in einem für uns selbst unübersehbaren Chor gewiß weiter. O Freund, würde uns ein Auge gegeben, den glänzenden Gang dieser Gottesfunken zu sehen! wie Leben zu Leben fließt, und immer geläutert, in allen Adern der Schöpfung umher getrieben, zu höherm, reinern Leben hinaufquillt — welch eine neue Stadt Gottes, welche Schöpfung in der Schöpfung würden wir gewahr werden! Von dem ersten Atom, dem unfruchtbarsten Staube, der kaum noch dem Nichts entrann, durch alle Arten der Organisation hinauf bis zum kleinen Universum von allerlei Leben, dem Menschen, welch ein glänzendes Labyrinth! Aber der menschliche Verstand erblickt's nicht, er siehet nur die Dinge von außen: er siehet Gestalten, nicht wandernde, sich emporarbeitende Seelen. Das innere Triebwerk der Natur, ihre lebendigen Räder und atmenden Kräfte — für zu großem Glanze ist es ihm ᾅδης, das Reich der Nacht, die verschleierte Hülle ungeborner, ewig sich fortgebärender Leben . . .

Ich darf mich also nicht verhüllen vor dir, großer Pan, ewige Quelle des Lebens, du hast mich in mich selbst verhüllet. Kenne ich doch die Welt von Leben nicht, die ich meinen Körper nenne. Ohne Zweifel würde meine zu schwache Seele, wenn sie das unzählbare Heer sähe, das ihr in allen Graden und Klassen der Belebung dienet — sie würde ihren Herrscherstab fallen lassen, und ihrem Thron entsinken. In meinen Adern, in den feinsten, mir zugeteilten Gefäßen, wallen diese zu höherm Leben hinauf, wie sie durch so mancherlei Gänge und Zubereitungen getrieben, aus der ganzen Schöpfung in mich wallten. Ich bereite sie weiter, wie alles sie zu mir bereitete: keine Zerstörung, kein Tod ist in der Schöpfung, sondern Auflösung, Entbindung, Läuterung. So arbeitet der Baum mit seinen Ästen und Gliedern den Saft der Erde und der Luft, das Feuer des Bodens und des Himmels, zu seiner Natur, zum edlern Safte sein selbst und seiner Kinder. Seine Blätter saugen und machen fruchtbar. Jedes Blatt ist ein Baum, formiert auf einer grünen Fläche, in einem dünnen Gewebe, weil die Schöpfung nicht Raum hatte, sie alle als völlige Bäume hervorzubrin-

gen. Aus jeder Knospe, an jedem Zweige dränget sie also Baumesgeister hervor: die vielgebärende Mutter Erde bekleidet sich mit grünem Leben: jede Blume, die sich aufschließt, ist eine Braut, jeder blühende Baum eine große Familie von Leben. Das Reich der Tiere, unsrer stummen Mitbewohner, zerstört tausend Formen niedrigerer Art, um seine höhere Formen zu beseelen: der Mensch endlich, der größte Ausarbeiter und Zerstörer der Schöpfung, er gibt und nimmt Leben, er ist, ohne daß ers weiß, das Ziel seiner niedrigen Mitbrüder, nach dem sie vielleicht alle unvermerkt geführt werden.

Herder, Über die Seelenwanderung
Sämtl. Werke (Berlin 1888) XV Seite 289 und ff.

Nichts kann untergehen, nichts vernichtet werden, oder Gott müßte sich selbst vernichten; aber alles Zusammengesetzte wird aufgelöst, alles was Ort und Zeit ausmißt, wandert.

Herder, Gott
Philos. Bibl. Heft 7 (Leipzig 1918) Seite 231

Theano: ... Ist nicht ein Gräschen, eine Blume, eine Frucht des Baums, endlich ein Tier, das dem andern zur Speise wird, eine so schöne Organisation, als die Organisation dessen ist, der es zerstörend in sich verwandelt? Vertreiben Sie mir diese Wolke, Theophron, die sich mir wie ein Schleier vors Angesicht der Sonne ziehet, die mir aus jedem Geschöpf strahlte.

Theophron: Sie wird fliehen, Theano, wenn Sie bemerken, daß ohne diesen scheinbaren Tod in der Schöpfung alles wahrer Tod, d. i. eine träge Ruhe, ein ödes Schattenreich wäre, in welchem alles wahre, wirksame Dasein erstürbe. Eben jetzt sprachen Sie wie eine Schülerin des Plato; haben Sie in Ihrem Lehrer nicht gefunden, daß in dem Veränderlichen alles Veränderung, daß auf dem Flügel der Zeit alles Fortgang, Eile, Wanderung sei? Hemmen Sie nun ein Rad in der Schöpfung und alle Räder stehen stille: lassen Sie einen Punkt dessen, was wir Materie nennen, träge und tot sein, so ist Tod allenthalben ...

...so müssen wir uns schon, meine Freunde, mit unsern Gedanken auf den Strom des Plato wagen, wo alles Veränderliche eine Welle, wo alles Zeitliche ein Traum ist. Sie erschrecken, Theano? Fürchten Sie nicht: es ist die Welle eines Stroms, der selbst ganz Dasein ist, der Traum einer selbständigen, wesentlichen Wahrheit.

Sehen Sie die Blume an, wie sie zu ihrer Blüte eilet. Sie ziehet den Saft, die Luft, das Licht, alle Elemente an sich und arbeitet sie aus, damit sie wachse, Lebenssaft bereite und eine Blüte zeige; die Blüte ist da und sie verschwindet. Sie hat alle ihre Kraft, ihre Liebe und ihr Leben daran gewandt, damit sie Mutter werde, damit sie Bilder ihrer selbst zurücklasse und ihr kräftiges Dasein vermehrend fortpflanze. Nun aber ist auch ihre Erscheinung hin: sie hat solche im rastlosen Dienst der Natur verzehrt, und man kann sagen, daß sie vom Anfange ihres Lebens an auf ihre Zerstörung gearbeitet habe. Was ist aber in ihr zerstört, als eine Erscheinung, die sich nicht länger halten konnte, die, da sie den höchsten Punkt der Linie erreicht hatte, in welchem eben die Gestalt und das Maß ihrer Schönheit lag, wieder hinabwärts eilte. Dies tat sie nicht etwa, welches ein trauriges Bild wäre, jüngern lebendigen Erscheinungen als eine jetzt tote Platz zu machen; als eine Lebendige vielmehr brachte sie mit aller Freude des Daseins das Dasein derselben hervor und überließ es in einem Keim der weisesten schönsten Gestalt dem ewigblühenden Garten der Zeit, in welchem auch sie blühet. Denn sie selbst ist mit dieser Erscheinung nicht gestorben; die Kraft ihrer Wurzel dauret fort; aus ihrem Winterschlaf wird sie wieder erwachen und aufstehen in neuer Frühlings- und Jugendschöne, die Töchter ihres Daseins, die jetzt ihre Freundinnen und Schwestern sind, an ihrer jungfräulichen, holden Seite. Es ist also kein Tod in der Schöpfung; er ist ein Hinwegeilen dessen, was nicht bleiben kann, das ist Wirkung einer ewigjungen, rastlosen, daurenden Kraft.

Herder, Gott
a. a. O. Seite 242 unten und f., 243 und f.

Können Sie sich ein schöneres Gesetz der Weisheit und Güte in dem, was Veränderung heißt, denken, Theano, als daß sich alles zum neuen Leben, zu neuer Jugendkraft und Schönheit im raschesten Lauf dränge und daher jeden Augenblick verwandle? ...

Gedenken Sie sich nun alle Naturkräfte in dieser rastlosen Arbeit, in dieser Eile zur Verwandlung auf dem Flügel der Zeit. Kein Teilchen eines Blattes kann einen Augenblick müßig sein, oder es wäre Tod in der Schöpfung. Es zieht an, es stößet hinweg und dunstet aus; darum, Theano, ist das Blatt mit seinen beiden Seiten so verschieden gebildet: immer und ewig wechseln die ihm einwohnenden Kräfte ihre organischen Kleider. Leben ist also Bewegung, Wirkung; Wirkung einer innigen Kraft, mit dem tiefsten Genuß und Bestreben einer Beharrung verbunden. Und da im Reich der Veränderung nichts unverändert bleiben kann und doch alles sein Dasein erhalten will und muß, so ist alles in dieser rastlosen Bewegung, in dieser ewigen Palingenesie, damit es immer daure und ewigjung erscheine.

Übrigens darf unser Auge sich an den Gestalten des Todes nicht stoßen: denn ist kein Tod in der Schöpfung, so gibt es auch keine Gestalt des Todes. Heiße diese Verwesung, Nahrung, Zermalmung, sie ist Übergang zur neuen jungen Organisation, das Einspinnen der alten abgelebten Raupe, damit sie als ein neues Geschöpf erscheine.

Kein Tod ist in der Schöpfung, sondern Verwandlung; Verwandlung nach dem weisesten besten Gesetz der Notwendigkeit, nach welchem jede Kraft im Reich der Veränderung sich immer neu, immer wirkend erhalten will und also durch Anziehen und Abstoßen, durch Freundschaft und Feindschaft ihr organisches Gewand unaufhörlich ändert.

Keine Ruhe ist in der Schöpfung, denn eine müßige Ruhe wäre Tod. Jede lebendige Kraft wirket und wirkt fort: mit jeder Fortwirkung also schreitet sie weiter und arbeitet sich aus, nach innern ewigen Regeln der Weisheit und Güte, die auf sie dringen, die in ihr liegen.

Herder, Gott
a. a. O. Seite 244, 245, 246

Ich wie Gott! da schlägt mein Herz
Königsmut und Bruderschmerz;
Alles Leben hier vereint,
Fühlt der Mensch sich aller Freund!

Fühlt sich Sinn voll Mitgefühl
Bis zur Pflanze, bis zum Ziel
Aller Menschengöttlichkeit,
Feint sich liebend weit und breit,

Immer tiefer, höher. Ich
Bin's, in dem die Schöpfung sich
Punktet, der in alles quillt
Und der alles in sich füllt! —

Bis zur letzten Schöpfung hin
Fühlet, tastet, reicht mein Sinn!
Aller Wesen Harmonie
Mit mir — ja, ich selbst bin sie!

Herder, Die Schöpfung
a. a. O. Seite 251 und f.

Sag' an: was ist in dir Persönlichkeit?
Als in der Mutter Schoß von zweien du
Das Leben nahmst und unbewußt dir selbst
An fremdem Herzen, eine Pflanze, hingst,
Zum Tier gedieheſt, und ein Menschenkind
(So saget man) die Welt erblicktest; du
Erblicktest sie noch nicht, sie sahe dich,
Von deiner Mutter lange noch ein Teil,
Der ihren Atem, ihre Küsse trank,
Und an dem Lebensquell, an ihrer Brust
Empfindung lernete. Sie trennte dich
Allmählich von der Mutter, eignete
In tausend der Gestalten dir sich zu,
In tausend der Gefühle dich ihr zu,
Den immer Neuen, immer Wechselnden.

Wie wuchs das Kind? Es strebte Fuß und Hand,
Und Ohr und Auge spähend immer neu
Zu formen sich. Und so gediehest du
Zum Knaben, Jünglinge, zum Mann und Greis.
Im Jünglinge, was war vom Kinde noch?
Was war im Knaben schon vom Greis und Mann?
Mit jedem Alter tauschtest du dich um;
Kein Teil des Körpers war derselbe mehr.
Du täuschtest dich mit dir; dein Spiegel selbst
enthüllte dir ein andres, neues Bild.
. . .

Ermanne dich! Das Leben ist ein Strom
Von wechselnden Gestalten. Welle treibt
Die Welle, die sie hebet und begräbt —
Derselbe Strom, und keinen Augenblick,
An keinem Ort, in keinem Tropfen mehr
Derselbe, von der Quelle bis zum Meer!
. . .

Ermanne dich! Nein, du gehörst nicht dir:
Dem großen, guten All gehörest du.
Du hast von ihm empfangen und empfängst;
Du mußt ihm geben, nicht das Deine nur,
Dich selbst, dich selbst: denn sieh du liegst, ein Kind,
Ein ewig Kind, an dieser Mutter Brust,
Und hangst an ihrem Herzen . . .
. . .
Dahin strebt jegliche Begier; dahin
Jedweder Trieb der lebenden Natur,
Verlangen, Wunsch und Sehnen, Tätigkeit,
Und Neugier, und Bewunderung, und Braut-
Und Mutterliebe, daß vom innern Keim
Die Knospe sich zur Blum' entfalt' und einst
Die Blum' in tausend Früchten wiederblüh.
Den großen Wandelgang des ewgen Alls
Befördert Luft und Sonne, Nacht und Tag.
Das Ich erstirbt, damit das Ganze sei. — —

Was ist's, das du mit deinem armen Ich
Der Nachwelt hinterlässest? Deinen Namen?
Und hieß er Raffael — an Raffaels
Gemälden selbst vergess' ich gern den Mann,
Und ruf' entzückt: ein Engel hat's gemalt.
. . .
Nur wenn uneingedenk des engen Ichs
Dein Geist in allen Seelen lebt, dein Herz
In tausend Herzen schläget, dann bist du
Ein Ewiger, Allwirkender, ein Gott
Und auch, wie Gott, unsichtbar-namenlos.

Persönlichkeit, die man den Werken eindrückt,
Die kleinliche, vertilgt im besten Werk
Den allgemeinen ewgen Genius,
Das große Leben der Unsterblichkeit.

So lasset dann im Wirken und Gemüt
Das Ich uns mildern, daß das bessre Du,
Und Er und Wir und Ihr und Sie es sanft
Auslöschen, und uns von der bösen Unart
Des harten Ich unmerklich-sanft befreien.
In allen Pflichten sei uns erste Pflicht
Vergessenheit sein selber! So gerät
Uns unser Werk, und süß ist jede Tat,
Die uns dem trägen Stolz entnimmt, uns frei
Und groß und ewig und allwirkend macht.
Verschlungen in ein weites Labyrinth
Der Strebenden, sei unser Geist ein Ton
Im Chorgesang der Schöpfung, unser Herz
Ein lebend Rad im Werke der Natur.

Wenn einst mein Genius die Fackel senkt,
So bitt' ich ihn vielleicht um manches, nur
Nicht um mein Ich. Was schenkt er mir damit?
Das Kind? den Jüngling? oder gar den Greis?
Verblühet sind sie, und ich trinke froh
Die Schale Lethens. Mein Elysium
Soll kein vergangener Traum von Mißgeschick
Und kleinem, krüpplichten Verdienst entweihn.
Den Göttern weih' ich mich wie Decius
Mit tiefem Dank und unermeßlichem
Vertrauen auf die reich belohnende,
Vielkeimige, verjüngende Natur.

Herder, Das Ich
Philos. Bibl. Heft 7 (Leipzig 1918) Seite 253 und ff.

Ambrosia, Frucht der Unsterblichkeit,
Ihr amaranthnen Lauben, ewig blühend
Der Freundschaft und dem daurenden Verdienst,
Euch fand ein unbezwingliches Gemüt,
Das nicht zum Moder sprach: „Du bist mein Vater!"
Zu Würmern, zur Verwesung nicht: „Ihr seid
Mir Brüder, Schwestern, Mutter!" – Ruhig sah's
Den Abgrund vor, den Himmel über sich
Und sprach: „Was an mir stirbt, bin ich nicht selbst!
Was in mir lebet, mein Lebendigstes,
Mein Ewges kennet keinen Untergang."

Herder, Das Selbst
a. a. O. Seite 257

Kein Wesen kann zu nichts zerfallen!
Das Ew'ge regt sich fort in allen,
Am Sein erhalte dich beglückt!
Das Sein ist ewig; denn Gesetze
Bewahren die lebend'gen Schätze,
Aus welchen sich das All geschmückt.

Goethe, Vermächtnis
Sämtl. Werke (Stuttgart 1885) I Seite 313

Und es ist das ewig Eine,
Das sich vielfach offenbart;
Klein das Große, groß das Kleine,
Alles nach der eignen Art.
Immer wechselnd, fest sich haltend,
Nah und fern und fern und nah;
So gestaltend, umgestaltend –
Zum Erstaunen bin ich da.

Goethe, Parabase
a. a. O. Seite 314

Im Grenzenlosen sich zu finden,
Wird gern der Einzelne verschwinden,
Da löst sich aller Überdruß;
Statt heißem Wünschen, wildem Wollen,
Statt läst'gem Fordern, strengem Sollen,
Sich aufzugeben, ist Genuß.

Weltseele, komm, uns zu durchdringen!
Dann mit dem Weltgeist selbst zu ringen,
Wird unsrer Kräfte Hochberuf.
Teilnehmend führen gute Geister,
Gelinde leitend, höchste Meister,
Zu Dem, der Alles schafft und schuf.

Und umzuschaffen das Geschaffne,
Damit sich's nicht zum Starren waffne,
Wirkt ewiges, lebend'ges Tun.
Und was nicht war, nun will es werden
Zu reinen Sonnen, farb'gen Erden;
In keinem Falle darf es ruhn.

Es soll sich regen, schaffend handeln,
Erst sich gestalten, dann verwandeln;
Nur scheinbar steht's Momente still.
Das Ew'ge regt sich fort in Allen;
Denn Alles muß in Nichts zerfallen,
Wenn es im Sein beharren will.

Goethe, Eins und Alles
a. a. O. Seite 313

Wenn einer 75 Jahre alt ist, kann es nicht fehlen, daß er mitunter an den Tod denke. Mich läßt dieser Gedanke in völliger Ruhe, denn ich habe die feste Überzeugung, daß unser Geist ein Wesen ist ganz unzerstörbarer Natur, es ist ein fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit. Es ist der Sonne ähnlich, die bloß unseren irdischen Augen unterzugehen scheint, die aber eigentlich nie untergeht, sondern unaufhörlich fortleuchtet.

Goethe
Gespräche mit Goethe von Eckermann (Leipzig 1902) Seite 88

Die Überzeugung unserer Fortdauer entspringt mir aus dem Begriff der Tätigkeit; denn wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinem Geist nicht ferner auszuhalten vermag.

Goethe
Eckermann, a. a. O. Seite 245

Goethe: Auf den Gedanken, daß der Chor nicht wieder in die Unterwelt hinab will, sondern auf der heiteren Oberfläche der Erde sich den Elementen zuwirft, tue ich mir wirklich etwas zugute.

Eckermann: Es ist eine neue Art von Unsterblichkeit.

Goethe
Eckermann, a. a. O. Seite 176
Vergl. hiezu die folgende Stelle aus Faust II. Teil

Chor:

Zurückgegeben sind wir dem Tageslicht;
Zwar Personen nicht mehr,
Das fühlen, das wissen wir,
Aber zum Hades kehren wir nimmer.
Ewig lebendige Natur
Macht auf uns Geister,
Wir auf sie vollgültigen Anspruch.

Ein Teil des Chores:

Wir in dieser tausend Äste
Flüsterzittern, Säuselschweben
Reizen tändelnd, locken leise
wurzelauf des Lebens Quellen
Nach den Zweigen; bald mit Blättern,
bald mit Blüten überschwenglich
Zieren wir die Flatterhaare
frei zu luftigem Gedeihn.
Fällt die Frucht, sogleich versammeln
lebenslustig Volk und Herden
Sich zum Greifen, sich zum Naschen,
eilig kommend, emsig drängend;
Und wie vor den ersten Göttern
bückt sich alles um uns her.

Ein andrer Teil des Chores:

Wir an dieser Felsenwände
weithinleuchtend glattem Spiegel
Schmiegen wir, in sanften Wellen
uns bewegend, schmeichelnd an;
Horchen, lauschen jedem Laute,
Vogelsängen, Röhrigflöten,
Sei es Pans furchtbarer Stimme,
Antwort ist sogleich bereit;
Säuselt's, säuseln wir erwidernd,
donnert's, rollen unsre Donner
In erschütterndem Verdoppeln,
dreifach, zehnfach hinten nach.

Ein dritter Teil:

Schwestern! Wir, bewegtern Sinnes,
eilen mit den Bächen weiter;
Denn es reizen jener Ferne
reichgeschmückte Hügelzüge.
Immer abwärts, immer tiefer
wässern wir, mäandrisch wallend,
Jetzt die Wiese, dann die Matten,
gleich den Garten um das Haus ...

Goethe, Faust II. Teil, 3. Akt

In Lebensfluten, im Tatensturm
Wall' ich auf und ab,
Wehe hin und her!
Geburt und Grab,
Ein ewiges Meer,
Ein wechselnd Weben,
Ein glühend Leben,
So schaff' ich am sausenden Webstuhl der Zeit
Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid.

Goethe, Faust I. Teil, Worte des Erdgeistes

Ja, kehre nur der holden Erdensonne
Entschlossen deinen Rücken zu!
Vermesse dich, die Pforten aufzureißen,
Vor denen jeder gern vorüberschleicht!
Hier ist es Zeit, durch Taten zu beweisen,
Daß Manneswürde nicht der Götterhöhe weicht,
Vor jener dunkeln Höhle nicht zu beben,
In der sich Phantasie zu eigner Qual verdammt,
Nach jenem Durchgang hinzustreben,
Um dessen engen Mund die ganze Hölle flammt;
Zu diesem Schritt sich heiter zu entschließen,
Und wär es mit Gefahr, in Nichts dahin zu fließen.

Goethe, Faust I. Teil

Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt.
Tor, wer dorthin die Augen blinzelnd richtet,
Sich über Wolken seinesgleichen dichtet!
Er stehe fest und sehe hier sich um,
Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm.

Goethe, Faust II. Teil, 5. Akt

Und dem verdammten Zeug, der Tier- und Menschenbrut,
Dem ist nun gar nichts anzuhaben:
Wieviele hab' ich schon begraben!
Und immer zirkuliert ein neues frisches Blut.
So geht es fort, man möchte rasend werden!
Der Luft, dem Wasser, wie der Erden
Entwinden tausend Keime sich,
Im Trocknen, Feuchten, Warmen, Kalten!

Goethe, Faust I. Teil, Worte des Mephistopheles

Müsset im Naturbetrachten
Immer Eins wie Alles achten;
Nichts ist drinnen, nichts ist draußen;
Denn was innen, das ist außen.
So ergreifet ohne Säumnis
Heilig öffentlich Geheimnis.

Freuet euch des wahren Scheins,
Euch des ernsten Spieles:
Kein Lebend'ges ist ein Eins,
Immer ist's ein Vieles.

Goethe, Epirrhema
Sämtl. Werke (Stuttgart 1885) I Seite 316

Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe!
Ihm ziemt's die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in Sich, Sich in Natur zu hegen,
So daß, was in ihm lebt und webt und ist,
Nie seine Kraft, nie seinen Geist vermißt.

Goethe, Prooemion
a. a. O. Seite 311

Sag, was will das Schicksal uns bereiten?
Sag, wie band es uns so rein genau?
Ach, du warst in abgelebten Zeiten
Meine Schwester oder meine Frau.

Goethe an Frau v. Stein; aus dem Gedicht: Warum gabst du uns die tiefen Blicke?
Sämtl. Werke (Stuttgart 1885) I Seite 877

Laßt fahren hin das allzu Flüchtige!
Ihr sucht bei ihm vergebens Rat;
In dem Vergangnen lebt das Tüchtige,
Verewigt sich in schöner Tat.

Und so gewinnt sich das Lebendige
Durch Folg' und Folge neue Kraft;
Denn die Gesinnung, die beständige,
Sie macht allein den Menschen dauerhaft.

So löst sich jene große Frage
Nach unserm zweiten Vaterland;
Denn das Beständige der ird'schen Tage
Verbürgt uns ewigen Bestand.

Goethe, Zwischengesang
a. a. O. I Seite 343

Dann ist Vergangenheit beständig,
Das Künftige voraus lebendig,
Der Augenblick ist Ewigkeit.

Goethe, Vermächtnis
a. a. O. Seite 314

Uns hebt die Welle,
Verschlingt die Welle,
Und wir versinken.

Ein kleiner Ring
Begrenzt unser Leben,
Und viele Geschlechter
Reihen sich dauernd
An ihres Daseins
Unendliche Kette.

Goethe, Grenzen der Menschheit
a. a. O. I Seite 197

Ein Blutquell rieselt nie allein,
Es laufen andre Bächlein drein;
Sie wälzen sich von Ort zu Ort,
Es reißt der Strom die Ströme fort.

Goethe, Paralipomena zu Faust
Sämtl. Werke (Stuttgart 1885) IV Seite 192

Und hier schließt die Natur den Ring der ewigen Kräfte;
Doch ein neuer sogleich fasset den vorigen an,
Daß die Kette sich fort durch alle Zeiten verlänge
Und das Ganze belebt, so wie das Einzelne, sei.

Goethe, Die Metamorphose der Pflanzen
Sämtl. Werke (Stuttgart 1885) I Seite 316

Des Menschen Seele
Gleicht dem Wasser:
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es,
Und wieder nieder
Zur Erde muß es,
Ewig wechselnd.

Goethe, Gesang der Geister über den Wassern
a. a. O. I Seite 187

Sagt es Niemand, nur den Weisen,
Weil die Menge gleich verhöhnet,
Das Lebend'ge will ich preisen,
Das nach Flammentod sich sehnet.

In der Liebesnächte Kühlung,
Die dich zeugte, wo du zeugtest,
Überfällt dich fremde Fühlung,
Wenn die stille Kerze leuchtet.

Nicht mehr bleibest du umfangen
In der Finsternis Beschattung,
Und dich reißet neu Verlangen
Auf zu höherer Begattung.

Keine Ferne macht dich schwierig,
Kommst geflogen und gebannt,
Und zuletzt, des Lichts begierig,
Bist du, Schmetterling, verbrannt.

Und so lang du das nicht hast,
Dieses: Stirb und werde!
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde.

Goethe, Selige Sehnsucht
a. a. O. I Seite 464

Lange hab' ich mich gesträubt,
Endlich gab ich nach!
Wenn der alte Mensch zerstäubt,
Wird der neue wach!

Goethe, West-östlicher Divan, herausg. von Th. Friedrich
(Leipzig, Philipp Reclam jun.) Seite 282

Wenn im Unendlichen Dasselbe
Sich wiederholend ewig fließt,
Das tausendfältige Gewölbe
Sich kräftig in einander schließt:
Strömt Lebenslust aus allen Dingen,
Dem kleinsten wie dem größten Stern,
Und alles Drängen, alles Ringen,
Ist ewige Ruh in Gott dem Herrn.

Goethe, Zahme Xenien
Sämtl. Werke (Stuttgart 1885) I Seite 738

Faust:

Sprich, und ohne Säumnis!

Mephistopheles:

Ungern entdeck' ich höheres Geheimnis. —
Göttinnen thronen hehr in Einsamkeit,
Um sie kein Ort, noch weniger eine Zeit;
Von ihnen sprechen ist Verlegenheit.
Die Mütter sind es!

Faust (aufgeschreckt):

Mütter!

Mephistopheles:

Schaudert's dich?

Faust:

Die Mütter! Mütter! — 's klingt so wunderlich!

Mephistopheles:

Das ist es auch. Göttinnen, ungekannt
Euch Sterblichen, von uns nicht gern genannt.
Nach ihren Wohnung magst ins Tiefste schürfen;
Du selbst bist schuld, daß ihrer wir bedürfen.

Faust:

Wohin der Weg?

Mephistopheles:

Kein Weg! Ins Unbetretene,
Nicht zu Betretende; ein Weg ans Unerbetene,
Nicht zu Erbittende. Bist Du bereit? —
Nicht Schlösser sind, nicht Riegel wegzuschieben,
Von Einsamkeiten wirst umhergetrieben.
Hast Du Begriff von Öd' und Einsamkeit?
...
Und hättest du den Ozean durchschwommen,
Das Grenzenlose dort geschaut,
So sähst du dort doch Well' auf Welle kommen,
Selbst wenn es dir vorm Untergange graut.
Du sähst doch etwas. Sähst wohl in der Grüne
Gestillter Meere streichende Delphine;

Sähst Wolken ziehen, Sonne, Mond und Sterne;
Nichts wirst du sehn in ewig leerer Ferne,
Den Schritt nicht hören, den du tust,
Nichts Festes finden, wo du ruhst.

Faust:

. . .

Nur immer zu! wir wollen es ergründen,
In deinem Nichts hoff' ich das All zu finden.

. . .

Mephistopheles:

Versinke denn! Ich könnt' auch sagen: steige!
's ist einerlei. Entfliehe dem Entstandnen
In der Gebilde losgebundne Reiche!
Ergetze dich am längst nicht mehr Vorhandnen;
Wie Wolkenzüge schlingt sich das Getreibe . . .

. . .

Ein glühnder Dreifuß tut dir endlich kund,
Du seist im tiefsten, allertiefsten Grund.
Bei seinem Schein wirst du die Mütter sehn,
Die einen sitzen, andre stehn und gehn,
Wie's eben kommt. Gestaltung, Umgestaltung,
Des ewigen Sinnes ewige Unterhaltung.

. . .

Faust:

Und nun was jetzt?

Mephistopheles:

Dein Wesen strebe nieder;
Versinke stampfend, stampfend steigst du wieder.

Goethe, Faust II. Teil, 1. Akt

In eurem Namen, Mütter, die ihr thront
Im Grenzenlosen, ewig einsam wohnt
Und doch gesellig. Euer Haupt umschweben
Des Lebens Bilder, regsam, ohne Leben.
Was einmal war, in allem Glanz und Schein,
Es regt sich dort; denn es will ewig sein.
Und ihr verteilt es, allgewaltige Mächte,
Zum Zelt des Tages, zum Gewölb der Nächte.

Goethe, Faust II. Teil, 1. Akt

Natur! Wir sind von ihr umgeben und umschlungen — unvermögend aus ihr herauszutreten, und unvermögend tiefer in sie hineinzukommen. Ungebeten und ungewarnt nimmt sie uns in den Kreislauf ihres Tanzes auf und treibt sich mit uns fort, bis wir ermüdet sind und ihrem Arme entfallen.

Sie schafft ewig neue Gestalten; was da ist, war noch nie, was war, kommt nicht wieder — alles ist neu, und doch immer das Alte. Wir leben mitten in ihr, und sind ihr fremde. Sie spricht unaufhörlich mit uns, und verrät uns ihr Geheimnis nicht. Wir wirken beständig auf sie, und haben doch keine Gewalt über sie.

Sie scheint alles auf Individualität angelegt zu haben, und macht sich nichts aus den Individuen. Sie baut immer und zerstört immer, und ihre Werkstätte ist unzugänglich.

Sie lebt in lauter Kindern, und die Mutter, wo ist sie? — Sie ist die einzige Künstlerin: aus dem simpelsten Stoff zu den größten Contrasten; ohne Schein der Anstrengung zu der größten Vollendung — zur genausten Bestimmtheit, immer mit etwas Weichem überzogen. Jedes ihrer Werke hat ein eigenes Wesen, jede ihrer Erscheinungen den isoliertesten Begriff, und doch macht alles Eins aus.

Sie spielt ein Schauspiel: ob sie es selbst sieht, wissen wir nicht, und doch spielt sie's für uns, die wir in der Ecke stehen.

Es ist ein ewiges Leben, Werden und Bewegen in ihr, und doch rückt sie nicht weiter. Sie verwandelt sich ewig, und ist kein Moment Stillestehen in ihr. Für's Bleiben hat sie keinen Begriff, und ihren Fluch hat sie an's Stillestehen gehängt. Sie ist fest. Ihr Tritt ist gemessen, ihre Ausnahmen selten, ihre Gesetze unwandelbar.

Gedacht hat sie und sinnt beständig; aber nicht als ein Mensch, sondern als Natur. Sie hat sich einen eigenen allumfassenden Sinn vorbehalten, den ihr niemand abmerken kann.

Die Menschen sind alle in ihr und sie in allen. Mit allen treibt sie ein freundliches Spiel, und freut sich, je mehr man ihr abgewinnt. Sie treibt's mit vielen so im Verborgenen, daß sie's zu Ende spielt, ehe sie's merken.

Auch das Unnatürlichste ist Natur, auch die plumpste Philisterei hat etwas von ihrem Genie. Wer sie nicht allenthalben sieht, sieht sie nirgendwo recht.

Sie liebt sich selber und haftet ewig mit Augen und Herzen ohne Zahl an sich selbst. Sie hat sich auseinandergesetzt, um sich selbst zu genießen. Immer läßt sie neue Genießer erwachsen, unersättlich sich mitzuteilen.

...

Sie spritzt ihre Geschöpfe aus dem Nichts hervor, und sagt ihnen nicht, woher sie kommen und wohin sie gehen. Sie sollen nur laufen; die Bahn kennt sie.

Sie hat wenige Triebfedern, aber nie abgenutzte, immer wirksam, immer mannigfaltig.

Ihr Schauspiel ist immer neu, weil sie immer neue Zuschauer schafft. Leben ist ihre schönste Erfindung, und der Tod ist ihr Kunstgriff, viel Leben zu haben.

...

Sie macht Klüfte zwischen allen Wesen, und alles will sich verschlingen. Sie hat alles isoliert, um alles zusammen zu ziehen...

...

Sie ist alles. Sie belohnt sich selbst und bestraft sich selbst, erfreut und quält sich selbst. Sie ist rauh und gelinde, lieblich und schrecklich, kraftlos und allgewaltig. Alles ist immer da in ihr. Vergangenheit und Zukunft kennt sie nicht. Gegenwart ist ihr Ewigkeit.

...

Jedem erscheint sie in einer eignen Gestalt. Sie verbirgt sich in tausend Namen und Termen und ist immer dieselbe.

Sie hat mich hereingestellt, sie wird mich auch herausführen. Ich vertraue mich ihr. Sie mag mit mir schalten. Sie wird ihr Werk nicht hassen. Ich sprach nicht von ihr. Nein, was wahr ist und was falsch ist, alles hat sie gesprochen. Alles ist ihre Schuld, alles ist ihr Verdienst.

Die Natur (Fragment), Verfasser nicht mit Sicherheit bekannt, wahrscheinlich Georg Christoph Tobler (1757—1812). Der Aufsatz erschien Ende 1782 oder Anfang 1783 unter der Überschrift „Fragment" im „Journal von Tiefurt". Der Verfasser ist mutmaßlich durch Gespräche mit Goethe zu seinen Gedanken angeregt worden

Goethes Werke (Weimar 1893) II. Abt. XI, Seite 5 und ff.
Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft XIII Seite 138 und ff.

Die Weltgeschichte selbst begräbt die Weltgeschichte,
Verwischt den alten Schattenriß der Zeit.
Die Male der Vergötterung verwittern!
Die ewige Natur reißt stolze Zedern fort,
Schau! wie versteinerte Jahrtausende stehn dort
Die Riesenfelsen auf — die Zeit wird sie zersplittern.
Das Hohe fällt; und eine dumpfe Nacht
Steht lauernd hinter jedem Schimmer.
Wir trauern über Hellas Trümmer,
Und finster blickt der Mensch auf Roms versunkne Pracht.
Verschüttet sind, Athene, deine Hallen,
Wo seinen lichten Kranz der Genius erflog!
Dein Riesenbogen ist zerfallen,
O Rom, durch den dein Triumphator zog!
Das Heiligtum des kühnen Säulenganges
Umwuchert längst entweihendes Gesträuch;
Und leise seufzet noch aus ihrem Schattenreich
Die Muse des aonischen Gesanges.
So ist der reichste Glanz ein flüchtiger Genuß!
So sinkt dahin, was hohe Kunst gestaltet! —
Doch dauernd ist, was innen waltet:
Unsterblich ist der Genius!

Christian August Tiedge, Urania
(Leipzig, Philipp Reclam jun.) Seite 68

Der Boden, wo du wandelst, schüttert
Von Lebenskraft; auf jedem Strahl,
Mit jedem Hauch des Frühlings zittert
Ein junges Leben in dein Tal.
Welch Leben schwärmt und säuselt durch die Aue!
Welch Leben nährt das Moos, der Halm, das junge Laub!
Welch Leben schwimmt im Schoß der Wolk' und hier im Taue!
Das Mückenheer am Teich — es ist belebter Staub!
Horch hin! und nirgends ist so tot die tiefste Stille,
Es wehet leis' in ihr ein Atemzug empor.
Und hoch aus dieser Flut der großen Lebensfülle
Ragt, wie das Haupt, der Mensch hervor.

Die Rose fällt, die Duftgestalt verschwindet;
Allein ihr Staub, der sich durch tausend Formen treibt,
Sich immer wieder trennt, sich immer wieder bindet,
Und blühend aufersteht — er bleibt.
Staub oder Blatt — es bleibt! Ist denn der hohe Engel
Im Menschen, ist der minder wert,
Zu dauern, als das Blatt am Stengel,
Das eine Raupe trägt und nährt?

Es tönt geheimnisvoll in seiner innern Tiefe,
Als ob zum Leben ihn in seiner Brust
Ein tausendfaches Echo riefe;
Doch stirbt er hin mit jeder Lust.
Und warum muß der Mensch durch tausend Tode gehen?
Weil tausendfaches Leben ihm gebührt.
Das ganze Weltall ist ein großes Auferstehen,
Das ewig, ewig weiter führt.

Tiedge, Urania
a. a. O. Seite 41, 44, 45

Vom Sein zum Sein geht alles Leben über:
Gestaltung reift zur Umgestaltung nur;
Und die Erscheinung schwebt vorüber.
Zum Nichtsein ist kein Schritt in der Natur.

Zwar überschattet Nacht den Urquell unsrer Tage;
Wir wissen nicht, woher, wir wissen nicht, wohin
Der große Strom die kleine Welle trage;
Doch mein Triumph ist, daß ich bin!
Wir wissen nicht, wohin! drum müßten wir verschwinden?
Wir wissen nicht, woher, und doch, o Freund, wir sind!

Sein werd' ich, weil ich bin. Triumphgesang, erschalle!
Erschalle tief in die Unendlichkeit hinein,
Daß aus der Tiefe laut dein Jubel widerhalle!
Triumph! ich bin; und darum werd' ich sein!

Tiedge, Urania
a. a. O. Seite 70, 71

Nicht in Welten, wie die Weisen träumen,
Auch nicht in des Pöbels Paradies,
Nicht in Himmeln, wie die Dichter reimen —
Aber wir ereilen dich gewiß.
Daß es wahr sei, was den Pilger freute?
Daß noch jenseits ein Gedanke sei?
Daß die Tugend übers Grab geleite?
Daß es mehr denn eitle Phantasei?
Schon enthüllt sind dir die Rätsel alle!
Wahrheit schlirft dein hochentzückter Geist,
Wahrheit, die in tausendfachem Strahle
Von des großen Vaters Kelche fleußt.

Schiller, Elegie auf den Tod eines Jünglings
Schillers Werke, Erster Teil (herausg. von Artur Kutscher) I Seite 18 und f.

Ewig wechselt der Wille den Zweck und die Regel, in ewig
Wiederholter Gestalt wälzen die Taten sich um.
Aber jugendlich immer, in immer veränderter Schöne
Ehrst du, fromme Natur, züchtig das alte Gesetz.
Immer dieselbe, bewahrst du in treuen Händen dem Manne,
Was dir das gaukelnde Kind, was dir der Jüngling vertraut,
Nährest an gleicher Brust die vielfach wechselnden Alter;
Unter demselben Blau, über dem nämlichen Grün
Wandeln die nahen und wandeln vereint die fernen Geschlechter,
Und die Sonne Homers, siehe! sie lächelt auch uns.

Schiller, Der Spaziergang
a. a. O. Seite 105

Alles Menschliche muß erst werden und wachsen und reifen,
Und von Gestalt zu Gestalt führt es die bildende Zeit.

Schiller, Das Glück
a. a. O. Seite 172

Waren unsre Wesen schon verflochten?
War es darum, daß die Herzen pochten?
Waren wir im Strahl erloschner Sonnen,
In den Tagen lang verrauschter Wonnen,
Schon in Eins zerronnen?

Ja, wir waren's! — Innig mir verbunden
Warst du in Äonen, die verschwunden;
Meine Muse sah es auf der trüben
Tafel der Vergangenheit geschrieben:
Eins mit deinem Lieben!

Und in innig festverbundnem Wesen,
Also hab' ich's staunend dort gelesen,
Waren wir ein Gott, ein schaffend Leben,
Und uns ward, sie herrschend zu durchweben,
Frei die Welt gegeben.

Schiller, Das Geheimnis der Reminiszenz
a. a. O. Seite 37

Damals trat kein gräßliches Gerippe
Vor das Bett des Sterbenden. Ein Kuß
Nahm das letzte Leben von der Lippe,
Seine Fackel senkt' ein Genius.

Schiller, Die Götter Griechenlands
a. a. O. Seite 58

Bald ist's vorüber, und der Erde geb' ich,
Der ew'gen Sonne die Atome wieder,
Die sich zu Schmerz und Lust in mir gefügt. —

Schiller, Die Jungfrau von Orleans, 3. Aufzug. Worte des sterbenden Talbot
a. a. O. V Seite 205

Vor dem Tod erschrickst du? Du wünschest unsterblich zu leben?
Leb' im Ganzen! Wenn du lange dahin bist, es bleibt.

Schiller, Unsterblichkeit
Schillers Werke (herausg. von Artur Kutscher) I Seite 100

Der Tod hat eine reinigende Kraft,
In seinem unvergänglichen Palaste
Zu echter Tugend reinem Diamant
Das Sterbliche zu läutern und die Flecken
Der mangelhaften Menschheit zu verzehren.

Schiller, Die Braut von Messina
a. a. O. V Seite 327

Stünd' im All der Schöpfung ich alleine,
Seelen träumt' ich in die Felsensteine,
Und umarmend küßt' ich sie;
Meine Klagen stöhnt' ich in die Lüfte,
Freute mich, antworteten die Klüfte,
Tor genug! der süßen Sympathie.

Tote Gruppen sind wir, wenn wir hassen,
Götter, wenn wir liebend uns umfassen,
Lechzen nach dem süßen Fesselzwang.
Aufwärts durch die tausendfachen Stufen
Zahlenloser Geister, die nicht schufen,
Waltet göttlich dieser Drang.

Arm in Arme, höher stets und höher,
Vom Mongolen bis zum griech'schen Seher,
Der sich an den letzten Seraph reiht,
Wallen wir einmüt'gen Ringeltanzes,
Bis sich dort im Meer des ew'gen Glanzes
Sterbend untertauchen Maß und Zeit.

Freundlos war der große Weltenmeister,
Fühlte Mangel — darum schuf er Geister,
Sel'ge Spiegel seiner Seligkeit!
Fand das höchste Wesen schon kein Gleiches,
Aus dem Kelch des ganzen Seelenreiches
Schäumt ihm — die Unendlichkeit.

Schiller, Die Freundschaft
a. a. O. I Seite 41

Aber nichts ist verloren und verschwunden,
Was die geheimnisvoll waltenden Stunden
In den dunkel schaffenden Schoß aufnahmen. —
Die Zeit ist eine blühende Flur
Ein großes Lebendiges ist die Natur,
Und alles ist Frucht, und alles ist Samen.

Schiller, Die Braut von Messina
a. a. O. V Seite 307

Schön ist des Mondes
Mildere Klarheit
Unter der Sterne blitzendem Glanz,
Schön ist der Mutter
Liebliche Hoheit
Zwischen der Söhne feuriger Kraft;
Nicht auf der Erden
Ist ihr Bild und ihr Gleichnis zu sehn.

Hoch auf des Lebens
Gipfel gestellt,
Schließt sie blühend den Kreis des Schönen,
Mit der Mutter und ihren Söhnen
Krönt sich die herrlich vollendete Welt.
...
Freudig sieht sie aus ihrem Schoße
Einen blühenden Baum sich erheben,
Der sich ewig sprossend erneut.
Denn sie hat ein Geschlecht geboren,
Welches wandeln wird mit der Sonne
Und den Namen geben der rollenden Zeit.

Schiller, Die Braut von Messina
a. a. O. V Seite 262, 260

Eines zu sein mit Allem, das ist Leben der Gottheit, das ist der Himmel des Menschen.

Eines zu sein mit Allem, was lebt, in seliger Selbstvergessenheit wiederzukehren ins All der Natur, das ist der Gipfel der Gedanken und Freuden, das ist die heilige Bergeshöhe, der Ort der ewigen Ruhe, wo der Mittag seine Schwüle und der Donner seine Stimme verliert und das kochende Meer der Woge des Kornfelds gleicht.

Eines zu sein mit Allem, was lebt! Mit diesem Worte legt die Tugend den zürnenden Harnisch, der Geist des Menschen den Zepter weg, und alle Gedanken schwinden vor dem Bilde der ewigeinigen Welt, wie die Regeln des ringenden Künstlers vor seiner Urania, und das eherne Schicksal entsagt der Herrschaft, und aus dem Bunde der Wesen schwindet der Tod, und Unzertrennlichkeit und ewige Jugend beseliget, verschönert die Welt.

Hölderlin, Hyperion
Gesammelte Werke (Potsdam 1921) II Seite 13

Weißt du, sagt' er unter andrem, warum ich nie den Tod geachtet? Ich fühl' in mir ein Leben, daß kein Gott geschaffen und kein Sterblicher gezeugt. Ich glaube, daß wir durch uns selber sind, und nur aus freier Lust so innig mit dem All verbunden.

So etwas habe ich nie von dir gehört, erwidert ich.

Was wäre auch, fuhr er fort, was wär auch diese Welt, wenn sie nicht wär ein Einklang freier Wesen? wenn nicht aus eignem, frohem Triebe die Lebendigen von Anbeginn in ihr zusammen wirkten in ein vollstimmig Leben, wie hölzern wäre sie, wie kalt? welch herzlos Machwerk wäre sie!

So wär es hier im höchsten Sinne wahr, erwidert ich, daß ohne Freiheit alles tot ist. Ja wohl, rief er, wächst doch kein Grashalm auf, wenn nicht ein eigner Lebenskeim in ihm ist! wieviel mehr in mir! und darum, Lieber! weil ich frei im höchsten Sinne, weil ich anfangslos mich fühle, darum glaub' ich, daß ich endlos, daß ich unzerstörbar bin. Hat mich eines Töpfers Hand gemacht, so mag er sein Gefäß zerschlagen, wie es ihm gefällt.

Doch was da lebt, muß unerzeugt, muß göttlicher Natur in seinem Keime sein, erhaben über alle Macht, und alle Kunst, und darum unverletzlich, ewig.

Hölderlin
a. a. O. Seite 163

Die Armen, die nichts kennen, als ihr dürftig Machwerk, die der Not nur dienen und den Genius verschmäh'n, und dich nicht ehren, kindlich Leben der Natur! die mögen vor dem Tode sich fürchten. Ihr Joch ist ihre Welt geworden; Besseres, als ihren Knechtsdienst, kennen sie nicht; scheu'n die Götterfreiheit, die der Tod uns gibt!

Ich aber nicht! ich habe mich des Stückwerks überhoben, das die Menschenhände gemacht, ich hab' es gefühlt, das Leben der Natur, das höher ist, denn alle Gedanken — wenn ich auch zur Pflanze würde, wär denn der Schade so groß? — Ich werde sein. Wie sollt ich mich verlieren aus der Sphäre des Lebens, worin die ewige Liebe, die allen gemein ist, die Naturen alle zusammenhält? wie sollt ich scheiden aus dem Bunde, der die Wesen alle verknüpft? Der bricht so leicht nicht, wie die losen Bande dieser Zeit. Der ist nicht, wie ein Markttag, wo das Volk zusammenläuft und lärmt und auseinandergeht. Nein! bei dem Geiste, der uns einiget, bei dem Gottesgeiste, der jedem eigen ist und allen gemein! nein! nein! im Bunde der Natur ist Treue kein Traum. Wir trennen uns nur, um inniger einig zu sein, göttlicher friedlich mit allem, mit uns. Wir sterben, um zu leben.

Ich werde sein; ich frage nicht, was ich werde. Zu sein, zu leben, das ist genug, das ist die Ehre der Götter; und darum ist sich alles gleich, was nur ein Leben ist, in der göttlichen Welt, und es gibt in ihr nicht Herren und Knechte. Es leben umeinander die Naturen wie Liebende; sie haben alles gemein, Geist, Freude und ewige Jugend.

Beständigkeit haben die Sterne gewählt, in stiller Lebensfülle wallen sie stets und kennen das Alter nicht. Wir stellen im Wechsel das Vollendete dar; in wandelnde Melodien teilen wir die großen Akkorde der Freude. Wie Harfenspieler um die Throne der Ältesten, leben wir, selbst göttlich, um die stillen Götter der Welt, mit dem flüchtigen Lebensliede mildern wir den seligen Ernst des Sonnengotts und der andern.

Sieh auf in die Welt! Ist sie nicht, wie ein wandelnder Triumphzug, wo die Natur den ewigen Sieg über alle Verderbnis feiert? und führt nicht zur Verherrlichung das Leben den Tod mit sich, in goldenen Ketten, wie der Feldherr einst die gefangenen Könige mit sich geführt? und wir, wir sind wie die Jungfrauen und Jünglinge, die mit Tanz und Gesang, in wechselnden Gestalten und Tönen den majestätischen Zug geleiten.

Hölderlin, Hyperion a. a. O. Seite 170 und f.

O du, so dacht ich, mit deinen Göttern, Natur! ich hab ihn ausgeträumt, von Menschendingen den Traum, und sage, nur du lebst, und was die Friedenslosen erzwungen, erdacht, es schmilzt, wie Perlen von Wachs, hinweg von deinen Flammen.

Wie lang ist's, daß sie dich entbehren? o wie lang ist's, daß ihre Menge dich schilt, gemein nennt dich und deine Götter, die Lebendigen, die Seligstillen!

Es fallen die Menschen, wie faule Früchte von dir; o laß sie untergehn, so kehren sie zu deiner Wurzel wieder, und ich, o Baum des Lebens, daß ich wieder grüne mit dir und deine Gipfel umatme mit all deinen knospenden Zweigen! friedlich und innig, denn alle wuchsen wir aus dem goldnen Samkorn herauf!

Ihr Quellen der Erd! ihr Blumen! und ihr Wälder und ihr Adler und du brüderliches Licht! wie alt und neu ist unsere Liebe! Frei sind wir, gleichen uns nicht ängstig von außen; wie sollte nicht wechseln die Weise des Lebens? Wir lieben den Äther doch all und innigst im Innersten gleichen wir uns.

Auch wir, auch wir sind nicht geschieden, Diotima, und die Tränen um dich verstehen es nicht. Lebendige Töne sind wir, stimmen zusammen in deinem Wohllaut, Natur! wer reißt denn? wer mag die Liebenden scheiden?

O Seele! Seele! Schönheit der Welt! du unzerstörbare! du entzückende! mit deiner ewigen Jugend! du bist; was ist denn der Tod und alles Wehe der Menschen? Ach! viel der leeren Worte haben die Wunderlichen gemacht. Geschiehet doch alles aus Lust, und endet doch alles mit Frieden.

Wie der Zwist der Liebenden, sind die Dissonanzen der Welt. Versöhnung ist mitten im Streit und alles Getrennte findet sich wieder.

Es scheiden und kehren im Herzen die Adern und einiges, ewiges, glühendes Leben ist Alles.

Hölderlin, Hyperion
a. a. O. Seite 183 und f.

Du fragst nach Menschen, Natur? Du klagst, wie ein Saitenspiel, worauf des Zufalls Bruder, der Wind, nur spielt, weil der Künstler, der es ordnete, gestorben ist? Sie werden kommen deine Menschen, Natur! Ein verjüngtes Volk wird dich auch wieder verjüngen, und du wirst werden, wie seine Braut, und der alte Bund der Geister wird sich erneuen mit dir.

Ist der Mensch nicht veraltert, verwelkt, ist er nicht wie ein abgefallen Blatt, das seinen Stamm nicht wieder findet und nun umhergescheucht wird von den Winden, bis es der Sand begräbt? Und dennoch kehrt sein Frühling wieder! Weint nicht, wenn das Trefflichste verblüht! bald wird es sich verjüngen! Trauert nicht, wenn eures Herzens Melodie verstummt! bald findet eine Hand sich wieder, es zu stimmen!

Ach, der Gott in uns ist immer einsam und arm. Wo findet er alle seine Verwandten? Die einst da waren, und da sein werden? Wann kommt das große Wiedersehen der Geister? Denn einmal waren wir doch, wie ich glaube, alle beisammen.

Hölderlin, Hyperion
a. a. O. Seite 106, 62, 192

Wir sangen heilige Gesänge von dem, was besteht, was fortlebt unter tausend veränderten Gestalten, was war und ist und sein wird, von der Unzertrennlichkeit der Geister, und wie sie Eines seien von Anbeginn und immerdar, so sehr auch Nacht und Wolke sie scheide, und aller Augen gingen über vom Gefühle dieser Verwandtschaft und Unsterblichkeit.

Ich war ganz ein andrer geworden. Laßt vergehen, was vergeht, rief ich unter die Begeisterten; es vergeht, um wieder zu kehren, es altert, um sich zu verjüngen, es trennt sich, um sich inniger zu vereinigen, es stirbt, um lebendiger zu leben.

So müssen, fuhr nach einer kleinen Weile der Tiniote fort, die Ahndungen der Kindheit dahin, um als Wahrheit wieder aufzustehen im Geiste des Mannes. So verblühen die schönen, jugendlichen Myrten der Vorwelt, die Dichtungen Homers und seiner Zeiten, die Prophezeiungen und Offenbarungen, aber der Keim, der in ihnen lag, gehet als reife Frucht hervor im Herbste. Die Einfalt und Unschuld der ersten Zeit erstirbt, daß sie wiederkehre in der vollendeten Bildung, und der heilige Friede des Paradieses gehet unter, daß, was nur Gabe der Natur war, wieder aufblühe, als errungenes Eigentum der Menschheit.

Hölderlin, Hyperion
a. a. O. Seite 207

Ich fühle des Todes
Verjüngende Flut,
Zu Balsam und Äther
Verwandelt mein Blut —
Ich lebe bei Tage
Voll Glauben und Mut
Und sterbe die Nächte
In heiliger Glut.

Novalis, Hymnen an die Nacht
(Leipzig 1912) Seite 15

Gesang der Toten.

. . .
Süßer Reiz der Mitternächte,
Stiller Kreis geheimer Mächte,
Wollust rätselhafter Spiele,
Wir nur kennen euch;
Wir nur sind am hohen Ziele,
Bald im Strom uns zu ergießen,
Dann in Tropfen zu zerfließen
Und zu nippen auch zugleich.

Uns ward erst die Liebe Leben;
Innig in die Elemente
Mischen wir des Daseins Fluten
Brausend Herz mit Herz.
Lüstern scheiden sich die Fluten,
Denn der Kampf der Elemente
Ist der Liebe höchstes Leben
Und des Herzens eignes Herz.
. . .

Immer wächst und blüht Verlangen,
Am Geliebten festzuhangen,
Ihn im Innern zu empfangen,
Eins mit ihm zu sein.
Seinem Durste nicht zu wehren,
Sich im Wechsel zu verzehren,
Von einander sich zu nähren,
Von einander nur allein.

So in Lieb und hoher Wollust
Sind wir immerdar versunken,
Seit der wilde, trübe Funken
Jener Welt erlosch;

Seit der Hügel sich geschlossen
Und der Scheiterhaufen sprühte,
Und dem schauernden Gemüte
Nun das Erdgesicht zerfloß.

Zauber der Erinnerungen,
Heil'ger Wehmut süße Schauer
Haben innig uns durchklungen,
Kühlen unsre Glut.
Wunden gibt's, die ewig schmerzen,
Eine göttlich tiefe Trauer
Wohnt in unser aller Herzen,
Löst uns auf in eine Flut.

Und in diese Flut ergießen
Wir uns auf geheime Weise
In den Ozean des Lebens
Tief in Gott hinein;
Und aus seinem Herzen fließen
Wir zurück zu unserm Kreise,
Und der Geist des höchsten Strebens
Taucht in unsre Wirbel ein.

. . .

Novalis, Schriften
(Berlin 1901) I. Teil, Seite 185 und f.

Getrost, das Leben schreitet
Zum ew'gen Leben hin,
Von inn'rer Glut geweitet
Verklärt sich unser Sinn.
Die Sternwelt wird zerfließen
Zum goldnen Lebenswein,
Wir werden sie genießen
Und lichte Sterne sein.

Die Lieb ist frei gegeben
Und keine Trennung mehr.
Es wogt das volle Leben
Wie ein unendlich Meer.
Nur eine Nacht der Wonne —
Ein ewiges Gedicht —
Und unser aller Sonne
Ist Gottes Angesicht.

Novalis, Hymnen an die Nacht
(Leipzig 1912) Seite 23 und f.

Erwacht in euren Zellen,
Ihr Kinder alter Zeit;
Laßt eure Ruhestellen,
Der Morgen ist nicht weit.

Ich spinne eure Fäden
In Einem Faden ein;
Aus ist die Zeit der Fehden,
Ein Leben sollt' ihr sein.

Ein jeder lebt in Allen,
Und All' in Jedem auch;
Ein Herz wird in euch wallen
Von Einem Lebenshauch.

Novalis, Heinrich von Ofterdingen
Schriften (Berlin 1901) I Seite 140

Wem regt sich nicht ... das Herz in hüpfender Lust, wenn ihm das innerste Leben der Natur in seiner ganzen Fülle in das Gemüt kommt, wenn dann jenes mächtige Gefühl, wofür die Sprache keine andere Namen als Liebe und Wollust hat, sich in ihm ausdehnt, wie ein gewaltiger, alles auflösender Dunst, und er bebend in süßer Angst in den dunkeln lockenden Schoß der Natur versinkt, die arme Persönlichkeit in den überschlagenden Wogen der Lust sich verzehrt, und nichts als ein Brennpunkt der unermeßlichen Zeugungskraft, ein verschluckender Wirbel im großen Ozean übrigbleibt!

Novalis, Die Lehrlinge zu Sais
Schriften (Berlin 1901) I Seite 239 und f.

Wer fühlt sich nicht mit süßer Scham guter Hoffnung? Das Neugeborne wird das Abbild seines Vaters, eine neue, goldne Zeit, mit dunklen, unendlichen Augen, eine prophetische, wundertätige, tröstende und ewiges Leben entzündende Zeit sein ...

Novalis
s. Wilhelm Hauer, Deutsche Gottschau (Stuttgart 1934) Seite 74

Wer eine Mutter sehen kann mit dem über ihrem Kinde leuchtenden Himmel ihres Liebesangesichts und noch an einen Tod oder eine kalte Maschinerie in der Natur glauben, von dem weiß ich nicht, wo ihm sein Irrenhaus gebaut werden soll.

Ernst Moritz Arndt
Hans Kern, Ernst Moritz Arndt (Jena 1930) Seite 24

Wie können wir uns getrauen in den Plan einzugreifen, den die Natur für die Ewigkeit entworfen hat, da wir nur ein so unendlich kleines Stück von ihm, unser Erdenleben, übersehen? Also wage Dich mit Deinem Verstande nie über die Grenzen Deines Lebens hinaus. Sei ruhig über die Zukunft. Was Du für dieses Erdenleben tun sollst, das kannst Du begreifen, was Du für die Ewigkeit tun sollst, nicht; und so kann denn auch keine Gottheit mehr von Dir verlangen, als die Erfüllung Deiner Bestimmung auf dieser Erde. Schränke Dich also ganz für diese kurze Zeit ein. Kümmre Dich nicht um Deine Bestimmung nach dem Tode, weil Du darüber leicht Deine Bestimmung auf dieser Erde vernachlässigen könntest.

Heinrich von Kleist, Brief an seine Braut Wilhelmine,
geschrieben zu Würzburg am 15. September 1800

Leben, so lange die Brust sich hebt, genießen, was rundum blüht, hin und wieder etwas Gutes tun, weil das auch ein Genuß ist, arbeiten, damit man genießen und wirken könne, Andern das Leben geben, damit sie es wieder so machen und die Gattung erhalten werde — und dann sterben — Dem hat der Himmel ein Geheimnis eröffnet, der das tut und weiter nichts. Freiheit, ein eignes Haus, und ein Weib, meine drei Wünsche, die ich mir beim Auf- und Untergange der Sonne wiederhole, wie ein Mönch seine drei Gelübde!

Heinrich von Kleist, Brief an seine Braut Wilhelmine,
geschrieben zu Paris am 15. August 1801

Nicht die sind Ritter, welche mit goldenen Sporen einherstolzieren, die von den Kaisern mit Gunst und Torheit zu Rittern geschlagen sind. Die echten Ritter sind vom harten Geschick geschlagen und geprägt, ihr Sporn ist die Treue und ihr Schwert der Glaube an das ewige Bestehen der Geschlechter, daß dieselbe Herrlichkeit aus dem Stamme immerdar wiedergeboren werde.

Achim von Arnim
Nationalsozialistisches Jahrbuch 1937, Seite 24

O Sonn', ich bin dein Strahl, o Ros', ich bin dein Duft;
Ich bin dein Tropf', o Meer, ich bin dein Hauch, o Luft.

Ich bin ein Blatt des Baums, der ewig neue trägt.
Heil mir! es bleibt mein Stamm, wenn mich der Wind verschlägt.

Abtreten kannst du dann in Frieden von der Welt,
Wenn du in einem Sohn verjüngt dich hergestellt.

Vernichtung weht dich an, solang du Einz'les bist;
O fühl' im Ganzen dich, das unvernichtbar ist.

Wie groß für dich du seist, vorm Ganzen bist du nichtig;
Doch als des Ganzen Glied bist du als Kleinstes wichtig.

Die kleine Biene steht dem Feind so ritterlich
Weil sie für sich nicht ist, sie fühlt ihr Volk in sich.

Friedrich Rückert, Zahme Xenien, Angereihte Perlen
Werke (herausg. von Georg Ellinger; Bibl. Institut, Leipzig) II Seite 43

Die sterbende Blume

Hoffe! Du erlebst es noch,
Daß der Frühling wiederkehrt.
Hoffen alle Bäume doch,
Die des Herbstes Wind verheert,
Hoffen mit der stillen Kraft
Ihrer Knospen winterlang,
Bis sich wieder regt der Saft
Und ein neues Grün entsprang. —

„Ach, ich bin kein starker Baum,
Der ein Sommertausend lebt,
Noch verträumtem Wintertraum
Neue Lenzgedichte webt.
Ach, ich bin die Blume nur,
Die des Maies Kuß geweckt
Und von der nicht bleibt die Spur,
Wie das weiße Grab sie deckt!" —

Wenn du denn die Blume bist,
O bescheidenes Gemüt,
Tröste dich, beschieden ist
Samen allem, was da blüht.
Laß den Sturm des Todes doch
Deinen Lebensstaub verstreun,
Aus dem Staube wirst du noch
Hundertmal dich selbst erneu'n. —
. . .

Rückert, Mikrokosmus
a. a. O. II Seite 27

Die Blüten fallen ab, die Strahlen sind verglommen,
Und niemand sieht, wie sie zurück zur Wurzel kommen.

Sie kommen ungesehn zur Wurzel doch zurück,
Und treten neu hervor, ein ew'ges Frühlingsglück.

Rückert, Die Weisheit des Brahmanen
(Leipzig 1868) Seite 343

Wo trägt die Gegenwart der Zukunft Blütenkrone?
Wo sich ein Vater sieht verjüngt in seinem Sohne.

Der Gärtner sei gelobt, der diesen Baum begießt,
Wo Frucht aus Blüt', und Blüt' aus Frucht unendlich sprießt.

Rückert, Die Weisheit des Brahmanen
(Leipzig 1868) Seite 13

Tröstlich ist's und lasset ahnen
Irdisch-ew'ges Leben,
Wie in Enkelzügen Ahnen-
Bilder fort sich weben.

Wenn ich selbst vom Vater habe
Wen'ger miterhalten,
Freut's mich mehr nur, daß der Knabe
Mehr hat von dem Alten.

Rückert, Die blauen Augen
Werke herausg. von Ellinger I Seite 197

Ich fühle Sommerlust und fühle Winterschauer
Und einen Schauder, daß ich bin von kurzer Dauer,
Doch eine Ahnung, daß ich ewig bin vom Stamme,
Und daß nicht sich verzehrt, die mich verzehrt, die Flamme.

Rückert, Die Weisheit des Brahmanen
Werke II Seite 123

Nun hab' ich erst gelernt, daß ich bin Staub und Erden,
Da ich, die mich gebar, sah Staub und Erde werden.
Da hat das greifliche Gefühl mich erst durchdrungen,
Daß ich nichts anders bin, als woraus ich entsprungen.

Rückert, Die Weisheit des Brahmanen
Werke II Seite 111

O ew'ger Lebenshauch, durch den der Baum der Zeiten
Treibt Blüten, Früchte trägt und falbes Laub läßt gleiten.
Was stockt und was sich regt, regt sich und stockt in dir;
Und jedes Herz, das schlägt, schlägt und frohlockt in dir.

Rückert, Die Weisheit des Brahmanen
Werke II Seite 119

Es gibt ein Jenseit, das herein ins Diesseit reicht;
Kein Herz ist, das davon nicht ein Gefühl beschleicht.

Umschlungen hält es dich, umrungen und durchdrungen;
Du fühlst, es ist nicht dir, du selbst bist ihm entsprungen.

Die Ewigkeit umfaßt die Ewigkeit allein;
Was in dir Ew'ges denkt, das muß unsterblich sein.

Unsterblichkeitsgefühl im Menschen war erwacht,
Sobald nur seinen Gott unsterblich er gedacht.

Mocht' er im Gegensatz zu Gott sich sterblich nennen,
Sein eignes Göttliches konnt' er von Gott nicht trennen.

Rückert, Die Weisheit des Brahmanen
(Leipzig 1868) Seite 342, 350

Zieh deine Selbheit aus und an die Göttlichkeit!
Die Selbheit ist so eng, die Göttlichkeit so weit.

Du fühlest: was du bist, ist er in dir, nicht du;
Und strömst in dem Gefühl dich deinem Urquell zu.

Rückert, Die Weisheit des Brahmanen
Werke II Seite 112, 113

Es ist ein Ewiges, das wandelt und das bleibt,
Das in sich selber ruht und ruhlos alles treibt.

Was unvollkommen ist, das soll vollkommen werden;
Denn nur zum Werden, nicht zum Sein, sind wir auf Erden.

Rückert, Die Weisheit des Brahmanen
Werke II Seite 125, 126

Dem müden Wandersmann ist doch die Nacht willkommen,
Die den bestaubten Stab ihm aus der Hand genommen.
Und wenn das Leben nun ist eine Wanderreise,
Was freuet Lebende der Tod nicht gleicherweise?

Rückert, Die Weisheit des Brahmanen
Werke II Seite 122

Wenn ich schon einmal war, so hab' ich's nun vergessen;
Was jetzt ich bin, werd' ich mich einst erinnern dessen?

Ob ich mich dessen auch erinnere nicht, ich bin
Nicht minder der ich war, und bleib' es immerhin.

Wie, wem durch Fieberglut erlosch Erinnerung,
Steht auf als neuer Mensch und lebt von vorne jung:

So kann der Geist, vom Sinnzerstörer Tod genesen,
Nicht wissend was er war, doch sein was er gewesen.

Rückert, Die Weisheit des Brahmanen
(Leipzig 1868) Seite 625

Dich trägt Erinnerung zu deiner Kindheit Schwelle,
Den vollen lauten Strom zurück zur stillen Quelle.
Dort aber angelangt, begehrst du weiter nur
Zu dringen und verlierst im Dunkel bald die Spur.
Und nur die Sternenschrift im Dunkeln kannst du lesen:
Du warest, eh' du warst, und bleibst, wann du gewesen.
Als wie aus einem Traum erwachtest du, geboren,
Und fandest eine Welt, wie eine du verloren.
Du sahest sie vor dir sich wechselnd umgestalten
Und lerntest deine Kraft im Kampf mit ihr entfalten.
So vieles kam und ging; laß alles gehn und schwinden!
Du wirst dich anders stets und stets denselben finden.

Rückert, Die Weisheit des Brahmanen
Werke II Seite 106

Im großen ungeheuren Ozeane
Willst du, der Tropfe, dich in dich verschließen?
So wirst du nie zur Perl' zusammenschießen,
Wie dich auch Fluten schütteln und Orkane!

Nein! öffne deine innersten Organe
Und mische dich im Leiden und Genießen
Mit allen Strömen, die vorüberfließen;
Dann dienst du dir und dienst dem höchsten Plane.

Und fürchte nicht, so in die Welt versunken,
Dich selbst und dein Ur-Eignes zu verlieren:
Der Weg zu dir führt eben durch das Ganze!

Erst, wenn du kühn von jedem Wein getrunken,
Wirst du die Kraft im tiefsten Innern spüren,
Die jedem Sturm zu stehn vermag im Tanze!

Hebbel, Welt und Ich
Werke in 10 Teilen (Berlin-Leipzig-Wien-Stuttgart) I S. 157

Eins möcht' ich wissen: was ist der Tod?
Ein Ding, um dessentwillen wir das Leben lieben!
Das ist die beste Antwort. Jawohl, nur weil wir es stündlich verlieren können, halten wir's fest, und pressen's aus und saugen's ein, bis zum Zerplatzen. Ging's ewig so fort, wie gestern und heut, so würden wir in seinem Gegenteil seinen Wert und Zweck sehen; wir würden ruhen und schlafen und in unsern Träumen vor nichts zittern, wie vor dem Erwachen. Jetzt suchen wir uns durchs Essen gegen das Gegessenwerden zu schützen und kämpfen mit unsern Zähnen gegen die Zähne der Welt. Darum ist's auch so einzig schön, durchs Leben selbst zu sterben! den Strom anschwellen zu lassen, daß die Ader, die ihn aufnehmen soll, zerspringt! die höchste Wollust und die Schauder der Vernichtung ineinander zu mischen! Oft kommt's mir vor, als hätt' ich einmal zu mir selbst gesagt: Nun will ich leben! Da ward ich losgelassen, wie aus zärtlichster Umschlingung, es ward hell um mich, mich fröstelte, ein Ruck und ich war da! So möcht' ich auch einmal zu mir selbst sagen: Nun will ich sterben! Und wenn ich nicht, so wie ich das Wort ausspreche, aufgelöst in alle Winde verfliege und eingesogen werde von all den durstigen Lippen der Schöpfung, so will ich mich schämen und mir eingestehen, daß ich Wurzeln aus Fesseln gemacht habe. Möglich ist's; es wird sich noch einer töten durch den bloßen Gedanken!

Hebbel, Judith, Vierter Akt
a. a. O. S. 75

Heller schallend,
mich umwallend,
sind es Wellen
sanfter Lüfte?
Sind es Wogen
wonniger Düfte?
Wie sie schwellen,
mich umrauschen,
soll ich atmen,
soll ich lauschen?
Soll ich schlürfen,
untertauchen?
süß in Düften
mich verhauchen?
In des Wonnemeers
wogendem Schwall,
in des Welt-Atems
wehendem All —
ertrinken —
versinken —
unbewußt —
höchste Lust.

Richard Wagner, Tristan und Isolde. Worte der sterbenden Isolde
Sämtl. Schriften und Dichtungen (Leipzig, Breitkopf & Härtel, 6. Aufl.) VII Seite 80 und f.

Aus Wunschheim zieh' ich fort,
Wahnheim flieh' ich auf immer,
des ew'gen Werdens
off'ne Tore
schließ' ich hinter mir zu:
nach dem wunsch- und wahnlos
heiligsten Wahlland,
der Welt Wanderung Ziel,
von Wiedergeburt erlöst,
zieht nun die Wissende hin.

Richard Wagner, Götterdämmerung, letzter Aufzug. Worte der sterbenden Brünhilde
a. a. O. V Seite 255 und f.

Das Licht der Sonne schien ihr tausendmal schöner als andern Menschen, das Dasein aller Dinge wurde ihr heilig und ebenso der Tod, den sie sehr ernsthaft nimmt, ohne ihn zu fürchten. Sie gewöhnte sich, zu jeder Stunde an ihn zu denken, mitten in der heiteren Freude und im Glücksgefühl, und daß wir einst ohne allen Spaß und für immer abscheiden müssen. Das ganze vorübergehende Dasein unserer Persönlichkeit und ihr Begegnen mit den anderen vergänglichen, belebten und unbelebten Dingen, unser aufblitzendes und verschwindendes Tanzen im Weltlichte hat für sie einen zarten leichten Anhauch bald von milder Trauer, bald von zierlicher Fröhlichkeit, welche den Druck der schwerfälligen Ansprüche des einzelnen nicht aufkommen läßt, während das Gesamtwesen doch besteht.

Gottfried Keller, Der grüne Heinrich. Vierter Teil
Gesammelte Werke II (München 1921) Seite 315f.

Ha, weit gefehlt ihr ...

Ihr blinden Heiden, die ihr Bilder anbetet und den Herrn nicht spüret, der euch im Genicke sitzt! hier ist er, dort ist er, allenthalben ist er! Er ist im Staube dieses Fußbodens und im Salze des Meerwassers! Er schmilzt mit dem Schnee vom Dache, wir hören ihn tropfen, und glänzet als Kot auf der Gasse! Er schwänzelt mit dem Fisch in der Tiefe des Wassers und späht im Auge des Habichts, der in den Lüften fliegt. Wie würde uns der Wein so gut dünken, wenn er nicht darin wäre, das Brot sättigen, wenn er nicht darin wohnte? Aber er ist auch in uns selber, und so wie wir uns selbst nur sehen können, wenn wir einen Spiegel haben, so können wir ihn, der in uns wohnt, nur erblicken im Angesichte des Nächsten und Bruders. Darum müssen wir uns fleißig ineinander bespiegeln und uns Brüder sein, daß wir ihn entdecken und offenbaren, der von Urbeginn in uns ist! Denn wie könnten wir so heilig, so sündlos, so geistreich und so witzig sein, wenn wir nicht selber göttlicher Natur wären, und wie könnte er bestehen, wenn wir ihm nicht Wohnung gäben?

Gottfried Keller, Züricher Novellen
Gesammelte Werke III (München 1921) Seite 241

Flackre, ew'ges Licht im Tal,
Friedlich vor dem Fronaltare;
Auch dein Küster liegt einmal,
Der das Öl hat, auf der Bahre!

Rausche fort, du tiefer Fluß!
Dein Gesang wird fortbestehen;
Aber jede Welle muß
Endlich doch im Meer vergehen.

Nachtviolen, süß und stark
Duftet ihr durch diese Lauben,
Und ihr wißt das feinste Mark
Luft und Erde schnell zu rauben.

Von der warmen Nacht geküßt,
Säumt ihr nicht, es auszuhauchen,
Eh' ihr selber wieder müßt
Eure Köpflein untertauchen.

Aus des Äthers dunklem Raum
Perlen leuchtend goldne Sonnen,
Kommen, schwinden wie ein Traum,
Doch gefüllt bleibt stets der Bronnen.

Und nur du, mein armes Herz,
Du allein willst ewig schlagen,
Deine Lust und deinen Schmerz
Endlos durch die Himmel tragen?

Ewig neu der Wirbel ist,
Zahllos aller Dinge Menge,
Und es bleibt uns keine Frist,
Zu beharren im Gedränge.

Wie der Staub im Sonnenstrahle
Wallt's vorüber, Kern und Schale —
Ewig ist, begreifst es du,
Sehnend Herz? nur deine Ruh!

Gottfried Keller, Flackre, ew'ges Licht im Tal
Sämtliche Werke I (Bern und Leipzig 1931) Seite 227f.

Aber ein kleiner goldener Stern
Sang und klang mir in die Ohren:
„Tröste dich nur, dein Lied ist fern,
Fern bei uns und nicht verloren!

Findest du nicht oft einen Klang,
Wie zu früh herüber geklungen?
Also hat sich heut dein Sang
Heimlich zu uns hinüber geschwungen!

Dort, im donnernden Weltgesang,
Wirst du ein leises Lied erkennen,
Das dir, wie fernester Glockenklang,
Diesen Sommertag wird nennen.

Denn die Ewigkeit ist nur
Hin und her ein tönendes Weben;
Vorwärts, rückwärts wird die Spur
Deiner Schritte klingend erbeben.

Deiner Schritte durch das All,
Bis, wie eine singende Schlange,
Einst dein Leben den vollen Schall
Findet im Zusammenhange."

Gottfried Keller, Ein Tagewerk
Sämtliche Werke II, 1. Abt. (Bern und Leipzig 1937) Seite 80

Wende dich, du kleiner Stern,
Erde! wo ich lebe,
Daß mein Aug, der Sonne fern,
Sternenwärts sich hebe!

Heilig ist die Sternenzeit,
Öffnet alle Grüfte;
Strahlende Unsterblichkeit
Wandelt durch die Lüfte.

Mag die Sonne nun bislang
Andern Zonen scheinen,
Hier fühl ich Zusammenhang
Mit dem All' und Einen!

Gottfried Keller, Unter Sternen
a. a. O. I Seite 11

Der Enkel Trupp mit festen Händen
Auf selber Haid im Sonnenschein
Sieht pflügen man und singend wenden
Ein längst verschollenes Gebein.
Sie decken rasch, was sie gefunden,
Mit jungen Saaten, im Gemüt
Leis ahnend, daß die eignen Stunden
Aus diesem Tode nur erblüht!

Gottfried Keller, Die Gräber
a. a. O. I Seite 219

Das ist die Kraft, die nimmer stirbt
Und immer wieder streitet,
Das gute Blut, das nie verdirbt,
Geheimnisvoll verbreitet!
Solang noch Morgenwinde
Voran der Sonne wehn,
Wird nie der Freiheit Fechterschar
In Nacht und Schlaf vergehn!

Gottfried Keller, Morgen
a. a. O. I Seite 26

Wir wähnten lange recht zu leben;
Doch fingen wir es töricht an!
Die Tage ließen wir entschweben
Und dachten nicht ans End der Bahn!

Nun haben wir das Blatt gewendet
Und frisch dem Tod ins Aug geschaut;
Kein ungewisses Ziel mehr blendet,
Doch grüner scheint uns Busch und Kraut!

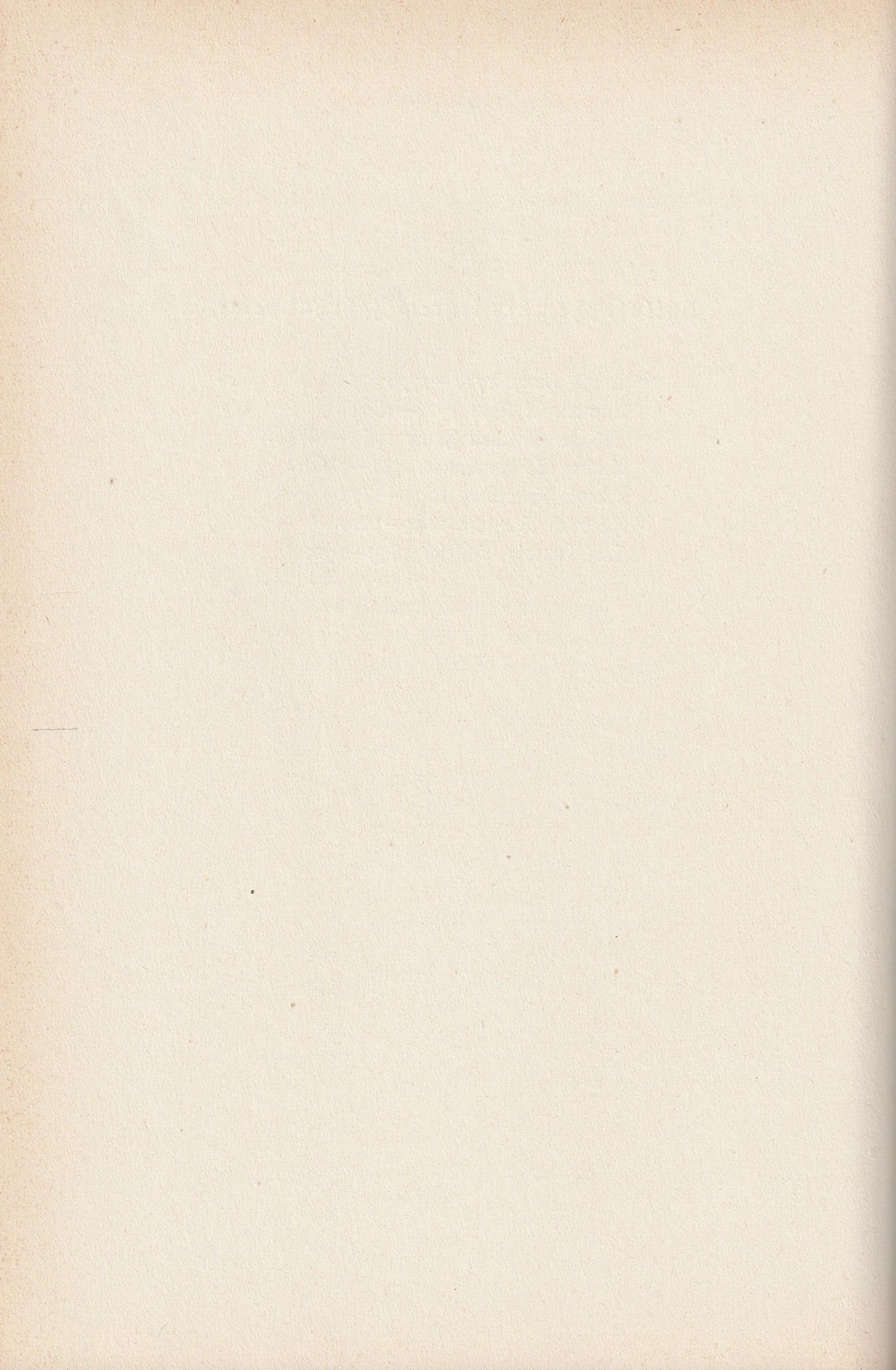
Und grüner wards in unsern Herzen,
Es zeugts der froh gewordne Mund;
Doch unsern Liedern, unsern Scherzen
Liegt fest ein edler Ernst zu Grund.

Gottfried Keller, Aus dem Leben, VIII
a. a. O. XV Seite 144

VI

Philosophen der letzten Jahrhunderte

David Hume 1711—1776
Immanuel Kant 1724—1804
Johann Gottlieb Fichte 1762—1814
Arthur Schopenhauer 1788—1860
Ludwig Feuerbach 1804—1872
Friedrich Nietzsche 1844—1900
Carl Ludwig Schleich 1859—1922



Wie dieselbe materielle Substanz nach und nach den Leib aller Tiere bilden kann, so kann dieselbe geistige Substanz ihre Seelen bilden ...

Nach einem Schluß aus dem gemeinen Lauf der Dinge ... ist dasjenige, was unvergänglich ist, auch unentstehbar. Wenn demnach die Seele unsterblich ist, so existiert sie auch vor der Geburt ...

Tiere fühlen, denken, lieben, hassen, wollen und überlegen sogar, wenn auch in einer weniger vollkommenen Weise als der Mensch: sind auch ihre Seelen immateriell und unsterblich?

David Hume, Über die Unsterblichkeit der Seele
übersetzt von Friedrich Paulsen. Phil. Bibl. Bd. 75 (Leipzig 1877) Seite 152

Nach welcher Regel sollen Strafen und Belohnungen ausgeteilt werden? Was ist das göttliche Maß von Verdienst und Schuld? Sollen wir annehmen, daß menschliche Empfindungen in der Gottheit stattfinden? Eine wie verwegene Annahme! — Wir haben keine Vorstellung von anderen Empfindungen. — Nach menschlichem Gefühl sind Verstand, Mut, gute Sitten, Fleiß, Einsicht, Genie wesentliche Bestandteile persönlicher Auszeichnung. Sollen wir demnach einen Himmel für Dichter und Helden erbauen, wie die alte Mythologie? Warum alle Belohnungen auf eine Art von Verdienst einschränken? — Strafe ohne Zweck und Absicht ist mit unseren Vorstellungen von Güte und Gerechtigkeit unverträglich; und kein Zweck kann durch sie gefördert werden, wenn das ganze Spiel abgeschlossen ist. Strafe muß, nach unseren Begriffen, dem Vergehen angemessen sein. Warum denn ewige Strafen für zeitliche Vergehen eines so schwachen Wesens als des Menschen? Kann irgend jemand die Wut Alexanders billigen, der ein ganzes Volk auszurotten vorhatte, weil sie sein Lieblingspferd Bucephalus weggenommen hatten?

Himmel und Hölle setzen zwei verschiedene Arten von Menschen voraus: gute und böse; aber der größte Teil der Menschen schwankt zwischen Laster und Tugend. Wenn jemand mit dem Vorhaben die Welt durchwanderte, den Rechtschaffenen eine gute Mahlzeit, den Bösen eine tüchtige Tracht Prügel zu geben, so würde ihm oft die Wahl schwer werden und er würde finden, daß Tugend und Schuld der meisten Männer wie Weiber weder das eine noch das andere zu verdienen groß genug sei.

David Hume, Über die Unsterblichkeit der Seele
a. a. O. Seite 154

Die Hauptquelle moralischer Ideen ist die Erwägung des Interesses der menschlichen Gesellschaft. Verdienen diese so kurzen, so geringfügigen Interessen durch ewige und unendliche Strafen geschützt zu werden? Die

Verdammnis eines einzigen Menschen ist ein unendlich größeres Übel in der Welt, als der Sturz von tausend Millionen Königreichen.

David Hume, Über die Unsterblichkeit der Seele
a. a. O. Seite 155

Alles ist gemeinsam zwischen Leib und Seele. Die Organe des einen sind alle die Organe der andern; daher muß auch das Dasein der einen von dem des andern abhängen . . .

Die Metempsychose ist daher das einzige System dieser Art, dem die Philosophie Gehör geben kann.

David Hume, Über die Unsterblichkeit der Seele
a. a. O. Seite 157

Es ist uns nicht einmal recht bekannt, was der Mensch anjetzo wirklich ist, ob uns gleich das Bewußtsein und die Sinne hievon belehren sollten; wieviel weniger werden wir erraten können, was er dereinst werden soll. Dennoch schnappet die Wißbegierde der menschlichen Seele sehr begierig nach diesem von ihr so entfernten Gegenstande und strebet, in solchem dunkeln Erkenntnisse, einiges Licht zu bekommen.

Sollte die unsterbliche Seele wohl in der ganzen Unendlichkeit ihrer künftigen Dauer, die das Grab selber nicht unterbricht, sondern nur verändert, an diesem Punkt des Weltraumes, an unsere Erde jederzeit geheftet bleiben? Sollte sie niemals von den übrigen Wundern der Schöpfung eines näheren Anschauens teilhaftig werden? Wer weiß, ist es ihr nicht zugedacht, daß sie dereinst jene entfernten Kugeln des Weltgebäudes, und die Trefflichkeit ihrer Anstalten, die schon von weitem ihre Neugierde so reizen, von nahem soll kennen lernen? Vielleicht bilden sich darum noch einige Kugeln des Planetensystems aus, um nach vollendetem Ablaufe der Zeit, die unserem Aufenthalte allhier vorgeschrieben ist, uns in andern Himmeln neue Wohnplätze zu bereiten. Wer weiß, laufen nicht jene Trabanten um den Jupiter, um uns dereinst zu leuchten?

Kant, Naturgeschichte des Himmels
Herausgegeben von Karl Kehrbach (Leipzig, Philipp Reclam jun.) Seite 166 und f.

In der Tat, wenn man mit solchen Betrachtungen, und mit den vorhergehenden, sein Gemüt erfüllet hat; so gibt der Anblick eines bestirnten Himmels, bei einer heitern Nacht, eine Art des Vergnügens, welches nur edle Seelen empfinden. Bei der allgemeinen Stille der Natur und der Ruhe der Sinne, redet das verborgene Erkenntnisvermögen des unsterblichen Geistes eine unnennbare Sprache, und gibt unausgewickelte Begriffe, die sich wohl empfinden, aber nicht beschreiben lassen.

Kant, Naturgeschichte des Himmels
a. a. O. Seite 167

Ich bin unsterblich, unvergänglich, ewig, sobald ich den Entschluß fasse, dem Vernunftgesetze zu gehorchen; ich soll es nicht erst werden. Die übersinnliche Welt ist keine zukünftige Welt, sie ist gegenwärtig; sie kann in keinem Punkte des endlichen Daseins gegenwärtiger sein, als in dem andern; nach einem Dasein von Myriaden Lebenslängen nicht gegenwärtiger sein, als in diesem Augenblicke ...

Ich ergreife durch jenen Entschluß die Ewigkeit und streife das Leben im Staube und alle andere sinnliche Leben, die mir noch bevorstehen können, ab, und versetze mich hoch über sie. Ich werde mir selbst zur einigen Quelle alles meines Seins und meiner Erscheinungen; und habe von nun an, unbedingt durch etwas außer mir, das Leben in mir selbst.

Fichte, Die Bestimmung des Menschen
Sämtl. Werke (Berlin 1845) II Seite 289

Ich überschaue und durchschaue jene geistige Ordnung nicht, und ich bedarf dessen nicht; ich bin nur ein Glied in ihrer Kette und kann über das Ganze ebensowenig urteilen, als ein einzelner Ton im Gesange über die Harmonie des Ganzen urteilen könnte ...

So stehe ich mit dem Einen, *das da ist*, in Verbindung, und nehme Teil an seinem Sein ...

Dies ist das einzige Wahre und Unvergängliche, nach welchem hin meine Seele aus ihrer innersten Tiefe sich bewegt; alles Andere ist bloße Erscheinung, und schwindet, und kehrt in einem neuen Scheine zurück.
Dieser Wille verbindet mich mit sich selbst; derselbe verbindet mich mit allen endlichen Wesen meines Gleichen, und ist der allgemeine Vermittler zwischen uns allen.

Erhabener lebendiger Wille, den kein Name nennt, und kein Begriff umfaßt, wohl darf ich mein Gemüt zu dir erheben; denn du und ich sind nicht getrennt. Deine Stimme ertönt in mir, die meinige tönt in dir wieder; und alle meine Gedanken, wenn sie nur wahr und gut sind, sind in dir gedacht. — In dir, dem Unbegreiflichen, werde ich mir selbst, und wird mir die Welt vollkommen begreiflich, alle Rätsel meines Daseins werden gelöst, und die vollendetste Harmonie entsteht in meinem Geiste.

Fichte, Die Bestimmung des Menschen
a. a. O. Seite 299, 303 unten und f.

Das sichere Ende alles Schmerzes und aller Empfänglichkeit für den Schmerz ist der Tod; und unter allem, was der natürliche Mensch für ein Übel zu halten pflegt, ist es mir dieser am wenigsten. Ich werde überhaupt nicht für mich sterben, sondern nur für andere — für die Zurückbleibenden, aus deren Verbindung ich gerissen werde; für mich selbst ist die Todesstunde Stunde der Geburt zu einem neuen herrlicheren Leben.

Nachdem so mein Herz aller Begier nach dem Irdischen verschlossen ist, nachdem ich in der Tat für das Vergängliche gar kein Herz mehr habe, erscheint meinem Auge das Universum in einer verklärten Gestalt. Die tote lastende Masse, die nur den Raum ausstopfte, ist verschwunden, und an ihrer Stelle fließt und woget und rauscht der ewige Strom von Leben und Kraft und Tat — vom ursprünglichen Leben; von Deinem Leben, Unendlicher; denn alles Leben ist Dein Leben, und nur das religiöse Auge dringt ein in das Reich der wahren Schönheit.

Ich bin dir verwandt, und was ich rund um mich herum erblicke, ist Mir verwandt; es ist alles belebt und beseelt, und blickt aus hellen Geisteraugen mich an, und redet mit Geister-Tönen an mein Herz. Auf das mannigfaltigste zerteilt und getrennt schaue in allen Gestalten außer mir ich selbst mich wieder, und strahle mir aus ihnen entgegen, wie die Morgensonne in tausend Tautropfen mannigfaltig gebrochen sich selbst entgegenglänzt.

Fichte, Die Bestimmung des Menschen
a. a. O. Seite 315

Ein zusammenhängender Strom, Tropfen an Tropfen, fließt das bildende Leben in allen Gestalten, und allenthalben, wohin ihm mein Auge zu folgen vermag; und blickt mich an, — aus jedem Punkte des Universums anders, — als dieselbe Kraft, durch die es in geheimem Dunkel meinen eigenen Körper bildet. Dort woget es frei, und hüpft und tanzet als sich selbst bildende Bewegung im Tiere, und stellt in jedem neuen Körper sich dar, als eine andere eigne für sich bestehende Welt: dieselbe Kraft, welche, mir unsichtbar, in meinen eigenen Gliedmaßen sich reget und bewegt.

Dieses ewige Leben und Regen in allen Adern der sinnlichen und geistigen Natur erblickt mein Auge durch das, was Anderen tote Masse scheint, hindurch; und siehet dieses Leben stets steigen und wachsen, und zum geistigeren Ausdrucke seiner selbst sich verklären. Das Universum ist mir nicht mehr jener in sich selbst zurücklaufende Zirkel, jenes unaufhörlich sich wiederholende Spiel, jenes Ungeheuer, daß sich selbst verschlingt, um sich wieder zu gebären, wie es schon war; es ist vor meinem Blicke vergeistiget, und trägt das eigene Gepräge des Geistes: stetes Fortschreiten zum Vollkommeneren in einer geraden Linie, die in die Unendlichkeit geht.

Die Sonne gehet auf und gehet unter, und die Sterne versinken und kommen wieder, und alle Sphären halten ihren Zirkeltanz; aber sie kommen nie so wieder, wie sie verschwanden, und in den leuchtenden Quellen des Lebens ist selbst Leben und Fortbilden. Jede Stunde, von ihnen herbeigeführt, jeder Morgen und jeder Abend sinkt mit neuem Gedeihen herab auf die Welt; neues Leben und neue Liebe entträufelt den Sphären, wie die Tautropfen der Wolke, und umfängt die Natur, wie die kühle Nacht die Erde.

Fichte, Die Bestimmung des Menschen
a. a. O. Seite 316, 317

Aller Tod in der Natur ist Geburt, und gerade im Sterben erscheint sichtbar die Erhöhung des Lebens. Es ist kein tötendes Prinzip in der Natur, denn die Natur ist durchaus lauter Leben; nicht der Tod tötet, sondern das lebendigere Leben, welches, hinter dem alten verborgen, beginnt und sich entwickelt. Tod und Geburt ist bloß das Ringen des Lebens mit sich selbst, um sich stets verklärter und ihm selbst ähnlicher darzustellen. Und mein Tod könnte etwas anderes sein, — meiner, der ich überhaupt nicht eine bloße Darstellung und Abbildung des Lebens bin, sondern das ursprüngliche, allein wahre und wesentliche Leben in mir selbst trage? — Es ist gar kein möglicher Gedanke, daß die Natur ein Leben vernichten solle, das aus ihr nicht stammt; die Natur, um derentwillen nicht ich, sondern die selbst nur um meinetwillen lebt.

Gerade darum, weil sie mich tötet, muß sie mich neu beleben; es kann nur mein in ihr sich entwickelndes, höheres Leben sein, vor welchem mein gegenwärtiges verschwindet; und das, was der Sterbliche Tod nennt, ist die sichtbare Erscheinung einer zweiten Belebung.

So lebe und so bin ich, und so bin ich unveränderlich, fest und vollendet für alle Ewigkeit; denn dieses Sein ist kein von außen angenommenes, es ist mein eigenes, einiges wahres Sein und Wesen.

Fichte, Die Bestimmung des Menschen
Sämtl. Werke (Berlin 1845) II Seite 317, 319

Betrachtet das Insekt auf eurem Wege: eine kleine, unbewußte Wendung eures Fußtritts ist über sein Leben oder Tod entscheidend. Seht die Waldschnecke, ohne alle Mittel zur Flucht, zur Wehr, zur Täuschung, zum Verbergen, eine bereite Beute für Jeden. Seht den Fisch sorglos im noch offenen Netze spielen; den Frosch durch seine Trägheit von der Flucht, die ihn retten könnte, abgehalten; den Vogel, der den über ihm schwebenden Falken nicht gewahr wird; die Schafe, welche der Wolf aus dem Busch ins Auge faßt und mustert. Diese alle gehen, mit wenig Vorsicht ausgerüstet, arglos unter den Gefahren umher, die jeden Augenblick ihr Dasein bedrohen. Indem nun also die Natur ihre so unaussprechlich künstlichen Organismen nicht nur der Raublust des Stärkeren, sondern auch dem blindesten Zufall und der Laune jedes Narren, und dem Mutwillen jedes Kindes, ohne Rückhalt preisgibt, spricht sie aus, daß die Vernichtung dieser Individuen ihr gleichgültig sei, ihr nicht schade, gar nichts zu bedeuten habe, und daß, in jenen Fällen, die Wirkung so wenig auf sich habe, wie die Ursache. Sie sagt dies sehr deutlich aus, und sie lügt nie: nur kommentiert sie ihre Aussprüche nicht; vielmehr redet sie im lakonischen Stil der Orakel. Wenn nun die Allmutter so sorglos ihre Kinder tausend drohenden Gefahren, ohne Obhut, entgegensendet; so kann es nur sein, weil sie weiß, daß wenn sie fallen, sie in ihren Schoß zurückfallen, wo sie geborgen sind, daher ihr Fall nur ein Scherz ist. Sie hält es mit dem Menschen nicht anders, als mit den Tieren. Ihre Aussage also erstreckt sich auch auf diesen: Leben oder Tod des Individuums sind ihr gleichgültig. Demzufolge sollten sie es, in gewissem Sinne, auch uns sein: denn wir selbst sind ja die Natur. Gewiß würden wir, wenn wir nur tief genug sähen, der Natur beistimmen und Tod oder Leben als so gleichgültig ansehen, wie sie.

Schopenhauer, Die Welt als Wille und Vorstellung II, Kap. 41
Sämtl. Werke (herausg. von Griesebach bei Philipp Reclam jun., 2. Abdr.) II Seite 555 und f.

Wenn ich ein Tier, sei es ein Hund, ein Vogel, ein Frosch, ja sei es auch nur ein Insekt, töte; so ist es eigentlich doch undenkbar, daß dieses Wesen, oder vielmehr die Urkraft, vermöge welcher eine so bewunderungswürdige Erscheinung, noch den Augenblick vorher, sich in ihrer vollen Energie und Lebenslust darstellte, durch meinen boshaften oder leichtsinnigen Akt zu Nichts geworden sein sollte. — Und wieder anderseits, die Millionen Tiere jeglicher Art, welche jeden Augenblick, in unendlicher Mannigfaltigkeit, voll Kraft und Strebsamkeit ins Dasein treten, können nimmermehr vor dem Akt ihrer Zeugung gar nichts gewesen und von nichts zu einem absoluten Anfang gelangt sein. — Sehe ich nun auf diese Weise Eines sich meinem Blicke entziehen, ohne daß ich je erfahre, wohin es gehe; und ein Anderes hervortreten, ohne daß ich je erfahre, woher es komme; haben dazu noch beide dieselbe Gestalt, dasselbe Wesen, denselben Charakter, nur allein nicht dieselbe Materie, welche jedoch sie auch während ihres Daseins fortwährend abwerfen und erneuern; — so liegt doch wahrlich die Annahme, daß das, was verschwindet und das, was an seine Stelle tritt, Eines und dasselbe Wesen sei, welches nur eine kleine Veränderung, eine Erneuerung der Form seines Daseins, erfahren hat, und daß mithin, was der Schlaf für das Individuum ist, der Tod für die Gattung sei; — diese Annahme, sage ich, liegt so nahe, daß es unmöglich ist, nicht auf sie zu geraten, wenn nicht der Kopf, in früher Jugend, durch Einprägung falscher Grundansichten verschroben, ihr, mit abergläubischer Furcht, schon von weitem aus dem Wege eilt. Die entgegengesetzte Annahme aber, daß die Geburt eines Tieres eine Entstehung aus Nichts und dem entsprechend sein Tod seine absolute Vernichtung sei und dies noch mit der Zugabe, daß der Mensch ebenso aus Nichts geworden, dennoch eine individuelle, endlose Fortdauer und zwar mit Bewußtsein habe, während der Hund, der Affe, der Elefant durch den Tod vernichtet würden, — ist denn doch wohl etwas, wogegen der gesunde Sinn sich empören und es für absurd erklären muß.

Schopenhauer, Die Welt als Wille und Vorstellung II, Kap. 41
a. a. O. Seite 558

Wenn man im Herbst die kleine Welt der Insekten betrachtet und nun sieht, wie das eine sich sein Bett bereitet, um zu schlafen, den langen, erstarrenden Winterschlaf; das andere sich einspinnt, um als Puppe zu überwintern und einst, im Frühling, verjüngt und vervollkommnet zu erwachen; endlich die meisten, als welche ihre Ruhe in den Armen des Todes zu halten gedenken, bloß ihrem Ei sorgfältig die geeignete Lagerstätte anpassen, um einst aus diesem erneut hervorzugehen; — so ist dies die große Unsterblichkeitslehre der Natur, welche uns beibringen möchte, daß zwischen Schlaf und Tod kein radikaler Unterschied ist, sondern der Eine so wenig wie der Andere das Dasein gefährdet. Die Sorgfalt, mit der das Insekt eine Zelle oder Grube oder Nest bereitet, sein Ei hineinlegt, nebst Futter für die im kommenden Frühling daraus hervorgehende Larve, und dann ruhig stirbt, — gleicht ganz der Sorgfalt, mit der ein Mensch am Abend sein Kleid und sein Frühstück für den kommenden Morgen bereit legt und dann ruhig schlafen geht, und könnte im Grunde gar nicht statthaben, wenn nicht, an sich und seinem wahren Wesen nach, das im Herbste sterbende Insekt mit dem im Frühling auskriechenden eben so wohl identisch wäre, wie der sich schlafen legende Mensch mit dem aufstehenden.

Ob die Fliege, die jetzt um mich summt, am Abend einschläft und morgen wieder summt; oder ob sie am Abend stirbt, und im Frühjahr, aus ihrem Ei entstanden, eine andere Fliege summt; das ist an sich dieselbe Sache...

...

Die Fliege ist am Morgen wieder da; sie ist auch im Frühjahr wieder da. Was unterscheidet für sie den Winter von der Nacht?

Schopenhauer, Die Welt als Wille und Vorstellung II, Kap. 41
a. a. O. Seite 560, 561

Wo ist der reiche Schoß des weltenschwangeren Nichts, der sie noch birgt, die kommenden Geschlechter? — Wäre darauf nicht die lächelnde und wahre Antwort: Wo anders sollen sie sein, als dort, wo allein das Reale stets war und sein wird, in der Gegenwart und ihrem Inhalt, also bei Dir, dem betörten Frager, der, in diesem Verkennen seines eigenen Wesens, dem Blatte am Baume gleicht, welches im Herbste welkend und im Begriff abzufallen, jammert über seinen Untergang und sich nicht trösten lassen will durch den Hinblick auf das frische Grün, welches im Frühling den Baum bekleiden wird, sondern klagend spricht: „Das bin ja Ich nicht! Das sind ganz andere Blätter!" — O törichtes Blatt! Wohin willst Du? Und woher sollen andere kommen? Wo ist das Nichts, dessen Schlund Du fürchtest? — Erkenne doch Dein eigenes Wesen, gerade das, was vom Durst nach Dasein so erfüllt ist, erkenne es wieder in der inneren, geheimen, treibenden Kraft des Baumes, welche stets eine und dieselbe in allen Generationen von Blättern, unberührt bleibt vom Entstehen und Vergehen.

Schopenhauer, Die Welt als Wille und Vorstellung II, Kap. 41
a. a. O. Seite 560

So weilt Alles nur einen Augenblick und eilt dem Tode zu. Die Pflanze und das Insekt sterben am Ende des Sommers, das Tier, der Mensch, nach wenig Jahren: der Tod mäht unermüdlich. Desungeachtet aber, ja, als ob dem ganz und gar nicht so wäre, ist jederzeit Alles da und an Ort und Stelle, eben als wenn Alles unvergänglich wäre. Jederzeit grünt und blüht die Pflanze, schwirrt das Insekt, steht Tier und Mensch in unverwüstlicher Jugend da, und die schon tausend Mal genossenen Kirschen haben wir jeden Sommer wieder vor uns. Auch die Völker stehen da, als unsterbliche Individuen; wenn sie gleich bisweilen die Namen wechseln; sogar ist ihr Tun, Treiben und Leiden alle Zeit dasselbe; wenn gleich die Geschichte stets etwas anderes zu erzählen vorgibt.

Einem unvergleichlich länger lebenden Auge, welches mit einem Blick das Menschengeschlecht, in seiner ganzen Dauer, umfaßte, würde der stete Wechsel von Geburt und Tod sich nur darstellen wie eine anhaltende Vibration, und demnach ihm gar nicht einfallen, darin ein stets neues Werden aus Nichts zu Nichts zu sehen; sondern ihm würde, gleichwie unserm Blick der schnell gedrehte Funke als bleibender Kreis, die schnell vibrierende Feder als beharrendes Dreieck, die schwingende Saite als Spindel erscheint, die Gattung als das Seiende und Bleibende erscheinen, Tod und Geburt als Vibrationen.

Aber, in der Tat, wenn man, in begünstigten Augenblicken, das Tun und Treiben der Menschen in der Realität, rein objektiv ins Auge faßt; so drängt sich Einem die intuitive Überzeugung auf, ... daß die gegenwärtige Generation, ihrem eigentlichen Kern nach, geradezu, und substantiell identisch ist mit jeder vor ihr dagewesenen.

Schopenhauer, Die Welt als Wille und Vorstellung II, Kap. 41
Sämtl. Werke (herausg. von Griesebach bei Philipp Reclam jun., 2. Abdr.) II Seite 561, 565, 593

Demnach können wir jeden Augenblick wohlgemut ausrufen: „Trotz Zeit, Tod und Verwesung, sind wir noch alle beisammen!"

Schopenhauer, Die Welt als Wille und Vorstellung, Kap. 41
a. a. O. Seite 562

Wie die zerstäubenden Tropfen des tobenden Wasserfalls mit Blitzesschnelle wechseln, während der Regenbogen, dessen Träger sie sind, in unbeweglicher Ruhe feststeht, ganz unberührt von jenem rastlosen Wechsel; so bleibt jede Idee d. i. jede Gattung lebender Wesen ganz unberührt vom fortwährenden Wechsel ihrer Individuen. Die Idee aber oder die Gattung ist es, darin der Wille zum Leben eigentlich wurzelt und sich manifestiert: daher auch ist an ihrem Bestand allein ihm wahrhaft gelegen. Z. B. die Löwen, welche geboren werden und sterben, sind wie die Tropfen des Wasserfalls; aber die leonitas, die Idee oder Gestalt des Löwen gleicht dem unerschütterten Regenbogen darauf. Darum also legte Plato den Ideen allein, d. i. den species, den Gattungen, ein eigentliches Sein bei, den Individuen nur ein rastloses Entstehen und Vergehen.

Aus dem tiefinnersten Bewußtsein seiner Unvergänglichkeit entspringt eigentlich auch die Sicherheit und Gemütsruhe, mit der jedes tierische und auch das menschliche Individuum unbesorgt dahinwandelt zwischen einem Heer von Zufällen, die es jeden Augenblick vernichten können, und überdies dem Tod gerade entgegen: aus seinen Augen blickt inzwischen die Ruhe der Gattung, als welche jener Untergang nicht anficht und nicht angeht.

Schopenhauer, Die Welt als Wille und Vorstellung II, Kap. 41
a. a. O. Seite 567

Welch ein unergründliches Mysterium liegt doch in jedem Tiere! Seht das nächste, seht euern Hund an: wie wohlgemut und ruhig er dasteht! Viele Tausende von Hunden haben sterben müssen, ehe es an diesen kam, zu leben. Aber der Untergang jener Tausende hat die Idee des Hundes nicht angefochten: sie ist durch alles jenes Sterben nicht im Mindesten getrübt worden. Daher steht der Hund so frisch und urkräftig da, als wäre dieser Tag sein erster und könne keiner sein letzter sein, und aus seinen Augen leuchtet das unzerstörbare Prinzip in ihm, der Archaeus. Was ist denn nun jene Jahrtausende hindurch gestorben? — Nicht der Hund, er steht unversehrt vor uns; bloß sein Schatten, sein Abbild in unserer an die Zeit gebundenen Erkenntnisweise. Wie kann man doch nur glauben, daß das vergehe, was immer und immer da ist und alle Zeit ausfüllt?

Also frisch weg, nicht nach vorgefaßten Grillen, sondern an der Hand der Natur die Wahrheit verfolgt! Zuvörderst lerne man beim Anblick jedes jungen Tieres das nie alternde Dasein der Gattung erkennen, welche als einen Abglanz ihrer ewigen Jugend jedem neuen Individuum eine zeitliche schenkt, und es auftreten läßt, so neu, so frisch, als wäre die Welt von heute. Man frage sich ehrlich, ob die Schwalbe des heurigen Frühlings eine ganz und gar andere, als die des ersten sei, und ob wirklich zwischen beiden das Wunder der Schöpfung aus Nichts sich Millionen Mal erneuert habe, um eben so oft absoluter Vernichtung in die Hände zu arbeiten. —

Ich weiß wohl, daß, wenn ich einem ernsthaft versicherte, die Katze, welche eben jetzt auf dem Hofe spielt, sei noch dieselbe, welche dort vor dreihundert Jahren die nämlichen Sprünge und Schliche gemacht hat, er mich für toll halten würde: aber ich weiß auch, daß es sehr viel toller ist, zu glauben, die heutige Katze sei durch und durch und von Grund aus eine ganz andere, als jene vor dreihundert Jahren.

Schopenhauer, Die Welt als Wille und Vorstellung II, Kap. 41
a. a. O. Seite 567, 566

Eine unendliche Zeit ist vor meiner Geburt abgelaufen; was war ich alle jene Zeit hindurch? — Metaphysisch ließe sich vielleicht antworten: „Ich war immer Ich: nämlich alle, die jene Zeit hindurch Ich sagten, die waren eben Ich." Allein hievon sehen wir... ab und nehmen an, ich wäre gar nicht gewesen. Dann aber kann ich mich über die unendliche Zeit nach meinem Tode, da ich nicht sein werde, trösten mit der unendlichen Zeit, da ich schon nicht gewesen bin, als einem wohl gewohnten und wahrlich sehr bequemen Zustande.

Denn als unvergänglich kann ein vernünftiger Mensch sich nur denken, sofern er sich als anfangslos, als ewig, eigentlich als zeitlos denkt. Wer hingegen sich für aus Nichts geworden hält, muß auch denken, daß er wieder zu Nichts wird: denn daß eine Unendlichkeit verstrichen wäre, ehe er war, dann aber eine zweite angefangen habe, welche hindurch er nie aufhören wird zu sein, ist ein monströser Gedanke.

Schopenhauer, Die Welt als Wille und Vorstellung II, Kap. 41
a. a. O. Seite 547, 572

Die Sehnsucht der Liebe, der ἵμερος, welchen in zahllosen Wendungen auszudrücken die Dichter aller Zeiten unablässig beschäftigt sind und den Gegenstand nicht erschöpfen, ja, ihm nicht genug tun können, diese Sehnsucht, welche an den Besitz eines bestimmten Weibes die Vorstellung einer unendlichen Seligkeit knüpft und einen unaussprechlichen Schmerz an den Gedanken, daß er nicht zu erlangen sei, — diese Sehnsucht und dieser Schmerz der Liebe können nicht ihren Stoff entnehmen aus den Bedürfnissen eines ephemeren Individuums; sondern sie sind der Seufzer des Geistes der Gattung, welcher hier ein unersetzliches Mittel zu seinen Zwecken zu gewinnen oder zu verlieren sieht und daher tief aufstöhnt. Die Gattung allein hat unendliches Leben und ist daher unendlicher Wünsche, unendlicher Befriedigung und unendlicher Schmerzen fähig. Diese aber sind hier in der engen Brust eines Sterblichen eingekerkert: kein Wunder daher, wenn eine solche bersten zu wollen scheint und keinen Ausdruck finden kann für die sie erfüllende Ahndung unendlicher Wonne oder unendlichen Wehes.

Warum demnach hängt der Verliebte mit gänzlicher Hingebung an den Augen seiner Auserkorenen und ist bereit, ihr jedes Opfer zu bringen? — Weil sein unsterblicher Teil es ist, der nach ihr verlangt; nach allem Sonstigen immer nur der sterbliche.

Schopenhauer, Die Welt als Wille und Vorstellung II, Kap. 44
a. a. O. Seite 648, 658

Der Tod ist ein Schlaf, in welchem die Individualität vergessen wird: alles Andere erwacht wieder oder vielmehr ist wach geblieben.

Schopenhauer, Die Welt als Wille und Vorstellung I, § 54
Sämtl. Werke (herausg. v. Griesebach b. Philipp Reclam jun., 2. Abdr.) I, Seite 363

Was für das Individuum der Schlaf, das ist für den Willen als Ding an sich der Tod. Er würde es nicht aushalten, eine Unendlichkeit hindurch dasselbe Treiben und Leiden ohne wahren Gewinn fortzusetzen, wenn ihm Erinnerung und Individualität bliebe. Er wirft sie ab, dies ist der Lethe und tritt, durch diesen Todesschlaf erfrischt und mit einem anderen Intellekt ausgestattet, als ein neues Wesen wieder auf: „zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag!" —

Schopenhauer, Die Welt als Wille und Vorstellung II, Kap. 41
a. a. O. II, Seite 589

Wenn es jedoch hiermit nicht gelingt, sondern das beängstigte Herz sein altes Klagelied anstimmt: „Ich sehe alle Wesen durch die Geburt aus dem Nichts entstehen und diesem nach kurzer Frist wieder anheimfallen: auch mein Dasein, jetzt in der Gegenwart wird bald in ferner Vergangenheit liegen, und ich werde Nichts sein!" — so ist die richtige Antwort: „Bist du nicht da? Hast du sie nicht inne, die kostbare Gegenwart, nach der ihr Kinder der Zeit alle so gierig trachtet, jetzt inne, wirklich inne? Und verstehst du, wie du zu ihr gelangt bist? Kennst du die Wege, die dich zu ihr geführt haben, daß du einsehen könntest, sie würden dir durch den Tod versperrt? Ein Dasein deines Selbst, nach der Zerstörung deines Leibes ist dir seiner Möglichkeit nach unbegreiflich: aber kann es dir unbegreiflicher sein, als dir dein jetziges Dasein ist, und wie du dazu gelangtest? Warum solltest du zweifeln, daß die geheimen Wege, die dir zu dieser Gegenwart offen standen, dir nicht auch zu jeder künftigen offen stehen werden?"

Schopenhauer, Die Welt als Wille und Vorstellung II, Kap. 41
a. a. O. II Seite 575

Wie aber auf der Erdkugel überall oben ist, so ist auch die Form alles Lebens Gegenwart, und den Tod fürchten, weil er uns die Gegenwart entreißt, ist nicht weiser, als fürchten, man könne von der runden Erdkugel, auf welcher man glücklicherweise nun gerade oben steht, hinuntergleiten.

Schopenhauer, Die Welt als Wille und Vorstellung I, § 54
a. a. O. I Seite 366

Thrasymachos: Ich, ich, ich will dasein! daran ist mir gelegen, und nicht an einem Dasein, von welchem mir erst anräsonniert werden muß, daß es das meinige sei.

Philalethes: Sieh dich doch um! Was da ruft „Ich, ich, ich will dasein", das bist du nicht allein, sondern alles, durchaus alles, was nur eine Spur von Bewußtsein hat. Folglich ist dieser Wunsch in dir gerade das, was nicht individuell ist, sondern allen, ohne Unterschied, gemein: er entspringt nicht aus der Individualität, sondern aus dem Dasein überhaupt ...

Schopenhauer, Parerga und Paralipomena II, Kap. 10
a. a. O. V Seite 292

Wollte man aber gar hier, wie so oft geschehen, Fortdauer des individuellen Bewußtseins verlangen, um eine jenseitige Belohnung oder Bestrafung daran zu knüpfen; so würde es hiermit im Grunde nur auf die Vereinbarkeit der Tugend mit dem Egoismus abgesehen sein. Diese Beiden aber werden sich nie umarmen, sie sind von Grund aus Entgegengesetzte. Wohl begründet hingegen ist die unmittelbare Überzeugung, welche der Anblick edler Handlungen hervorruft, daß der Geist der Liebe, der diesen seiner Feinde schonen, jenen des zuvor nie Gesehenen sich mit Lebensgefahr annehmen heißt, nimmermehr verfliegen und zu Nichts werden kann.

Schopenhauer, Die Welt als Wille und Vorstellung II, Kap. 41
a. a. O. II Seite 578 unten und f.

Wer für sein Vaterland in den Tod geht, ist von der Täuschung frei geworden, welche das Dasein auf die eigene Person beschränkt: er dehnt sein eigenes Wesen auf seine Landsleute aus, in denen er fortlebt, ja auf die kommenden Geschlechter derselben, für welche er wirkt; — wobei er den Tod betrachtet, wie das Winken der Augen, welches das Sehen nicht unterbricht.

Schopenhauer, Ethik, Grundlage der Moral § 22
a. a. O. III Seite 654

Jedem Vorgang unseres Lebens gehört nur auf einen Augenblick das Ist; sodann für immer das War. Jeden Abend sind wir um einen Tag ärmer. Wir würden vielleicht, beim Anblick dieses Ablaufens unserer kurzen Zeitspanne rasend werden; wenn nicht im tiefsten Grunde unseres Wesens ein heimliches Bewußtsein läge, daß uns der nie zu erschöpfende Born der Ewigkeit gehört, um immerdar die Zeit des Lebens daraus erneuern zu können.

Schopenhauer, Parerga und Paralipomena II, Kap. 11
a. a. O. V Seite 295

Ja, es ließe sich das Paradoxon aufstellen, daß auch jenes Zweite ... also die Materie durch seine absolute Beharrlichkeit uns eine Unzerstörbarkeit zusichert, vermöge welcher, wer keine andere zu fassen fähig wäre, sich doch schon einer gewissen Unvergänglichkeit getrösten könnte. „Wie?" wird man sagen, „das Beharren des bloßen Staubes, der rohen Materie, sollte als eine Fortdauer unseres Wesens angesehen werden?" — Oho, kennt ihr denn diesen Staub? Wißt ihr, was er ist und was er vermag? Lernt ihn kennen, ehe ihr ihn verachtet. Diese Materie, die jetzt als Staub und Asche daliegt, wird bald, im Wasser aufgelöst, als Kristall anschießen, wird als Metall glänzen, wird dann elektrische Funken sprühen, wird mittelst ihrer galvanischen Spannung eine Kraft äußern, welche, die festesten Verbindungen zersetzend, Erden zu Metallen reduciert: ja, sie wird von selbst sich zu Pflanze und Tier gestalten und aus ihrem geheimnisvollen Schoß jenes Leben entwickeln, vor dessen Verlust ihr in eurer Beschränktheit so ängstlich besorgt seid. Ist nun, als eine solche Materie fortzudauern, so ganz und gar nichts? Ja, ich behaupte im Ernst, daß selbst diese Beharrlichkeit der Materie von der Unzerstörbarkeit unsers wahren Wesens Zeugnis ablegt, wenn auch nur wie im Bilde und Gleichnis, oder vielmehr nur wie im Schattenriß.

Schopenhauer, Die Welt als Wille und Vorstellung II, Kap. 41
a. a. O. II Seite 553 und f.

Das Sterben ist der Augenblick jener Befreiung von der Einseitigkeit einer Individualität, welche nicht den innersten Kern unseres Wesens ausmacht . . .

Schopenhauer, Die Welt als Wille und Vorstellung II, Kap. 41
a. a. O. Seite 598

Was diesem, über das ganze Menschengeschlecht verbreiteten und den Weisen, wie dem Volke einleuchtenden Glauben entgegensteht, ist das Judentum, nebst den aus diesem entsprossenen zwei Religionen, sofern sie eine Schöpfung des Menschen aus Nichts lehren, an welche er dann den Glauben an eine endlose Fortdauer a parte post zu knüpfen die harte Aufgabe hat. Ihnen freilich ist es, mit Feuer und Schwert, gelungen, aus Europa und einem Teile Asiens jenen tröstlichen Urglauben der Menschheit zu verdrängen: es steht noch dahin auf wie lange.

Schopenhauer, Die Welt als Wille und Vorstellung II, Kap. 41
a. a. O. Seite 595

Die Selbstverleugnung unserer modernen Theologie ist daher nur Schein, nur Spiel. Das Individuum wirft sich nur weg, um von Gott sich wieder zugeworfen zu werden, es demütigt sich nur vor Gott, um in ihm sich selbst wieder zu spiegeln, sein Selbstverlust ist Selbstgenuß, die Demut Selbsterhebung; es taucht nur unter in Gott, um unversehrt wieder aufzutauchen und neubelebt an seiner eigenen Herrlichkeit sich zu sonnen, es senkt sich nur hinunter, um die Perle seines kostbaren Selbsts aus Gott wieder herauszufischen. Wenn du einen Knaben sähest, der eine Nuß aufbeißt und selbst eher seine Zähne aufopfert, ehe er abläßt, die Nuß aufzuknacken, wie würdest du ihn bewundern, wenn du nicht wüßtest, was hinter der Nuß verborgen ist, was der Zweck dieser seiner harten und schmerzlichen Anstrengung ist; aber wie bald würde in einen entgegengesetzten Affekt deine Bewunderung sich verwandeln, wenn du das eigentliche Objekt, das der Knabe durch seine Bemühung zu erreichen strebt, erkannt hättest! Siehe nur unsre frommen Theologen, unsre Pietisten, Mystiker oder wie sie sonst noch heißen, an; siehe, wie das Individuum sich zermartert und zerbeißt! Wohl wird der nicht auf den Grund Schauende bewundernd dastehen, wenn er jene Leute sprechen hört von eigner Nichtigkeit, von Demut, von Sterben in Christo, und wenn er sieht, mit welchen Geist und Herz verzerrenden Bewegungen sie sich ihr Bestes, die Vernunft, ausbeißen; aber in welchen Affekt wird sich wohl seine Bewunderung verkehren, wenn er erkannt hat, was das ist, was aus dieser Selbstzerknackung herauskommt! Dieses ist aber nichts Anders, als der süße Kern ihres lieben unsterblichen Selbstes.

Sollte es dir unglaublich sein, daß wirklich aus dem Sterben und Vergehen dieser Leute nichts weiter wieder heraus- und hervorkommt, als das nämliche Individuum, so denke eben nur an den natürlichen Tod; ist doch selbst dieser für jene Leute nur der Platz hinter dem Theater der Welt, wo die Kleider gewechselt werden! hören sie doch selbst in dieser furchtbar-ernsten Posaunenstimme des Weltgerichts nichts weiter als das lederne Schnetteredeng eines Postillions, der für die Poststation des künftigen Curriculum Vitae frische Pferde bestellt. Ach was muß doch das für ein himmlischer Genuß sein, befreit von der Erdenlast, d. h. der Vernunft,

in der Atmosphäre des höhern Seins sich selbst auszudünsten und gleich einem leichten, luftigen Schneewölkchen über den dumpfen Vernunftkreis des irdischen Daseins dahin zu schweben! Ach welche Wonne wird das sein, welcher Genuß, an seine einst begangenen Sünden nun zurückzudenken, das saure Leben der Geschichte und Vernunft gleich einem Schwank hinter sich zu haben, und nun so von Ewigkeit zu Ewigkeit an sich selbst zu zullen und zu schnullen.

Feuerbach, Gedanken über Tod und Unsterblichkeit
Sämtl. Werke (Leipzig 1847) III Seite 11, 12

Soll nämlich und wird auch wirklich ein neuer Geist, ein neues Wesen in die nur von Leere und Eitelkeit volle Brust der gegenwärtigen Menschheit wieder einkehren, so ist es wohl vor allem Bedürfnis, daß der Mensch, nachdem er lange genug auf echt muhamedanische Weise in dem Traume seines himmlischen Paradieses geschwelgt, lange genug in dem berauschenden Genuß seiner unsterblichen Individualität gelebt hat, an seine wahrhafte und vollständige Vergänglichkeit sich erinnere, und in dieser Erinnerung und Besinnung das Bedürfnis in sich erwecke, anderswo als in dem Glauben an seine eigne persönliche Unsterblichkeit und Unendlichkeit die Quelle des Lebens und der Wahrheit, den Bestimmungsgrund seiner Handlungen und die Stätte des Friedens zu suchen.

Feuerbach, Gedanken über Tod und Unsterblichkeit
a. a. O. Seite 10

Auch die Natur hat ihren Himmel; und dieser Himmel, in dem der Körper aufersteht und verklärt wird, ist das Leben, die Seele. Die Auferstehung und Verklärung des Lebens muß man daher in der Natur selber, nicht außer und hinter ihr suchen.

Feuerbach, Gedanken über Tod und Unsterblichkeit
a. a. O. Seite 53

Nach dem Tode noch Etwas zu wünschen, nach Etwas noch sich zu sehnen, ist grenzenlose Verirrung. Du stirbst grade nur deswegen, weil vor dem Tode alles da ist, was Du nach dem Tode erst zu erreichen Dir einbildest; der Tod kommt nicht aus Mangel und Armut, sondern aus Fülle und Sättigung her. Die Last des unendlichen Wesens nur macht den Schrein Deines eigenen endlichen Seins, welcher es in sich faßt, zerbersten.

Feuerbach, Gedanken über Tod und Unsterblichkeit
a. a. O. Seite 21

Die Seele ist kein Ding, kein ruhendes, fixes Wesen, das etwa, wie die Auster, so in ihrem Körper säße; sie ist lauter Leben, lauter Tätigkeit, heiliges, übersinnliches Feuer, sie ist nie fertig, eine abgetane Sache; ihr kommt kein abgestandenes Sein zu, sie wird nur, sie ist nie.

Feuerbach, Gedanken über Tod und Unsterblichkeit
a. a. O. Seite 58

Nach deinem Tode bleiben übrig Andere, bleibt übrig dein Wesen, die Menschheit unbeschädigt und ungeschmälert durch deinen Tod. Ewig ist der Mensch, ewig der Geist, unvergänglich und unendlich das Bewußtsein, und ewig werden daher auch Menschen, Personen, Bewußte sein. Du selbst aber als bestimmte Person, nur Objekt des Bewußtseins, nicht selbst das Bewußtsein, trittst notwendig einst außer Bewußtsein, und an deine Stelle kommt eine neue frische Person in die Welt des Bewußtseins.

Feuerbach, Gedanken über Tod und Unsterblichkeit
a. a. O. Seite 72

O Tod! Ich kann mich nicht loswinden von der süßen Betrachtung deines sanften, mit meinem Wesen so innig verschmolznen Wesens! Spiegel meines Geistes, Abglanz meines eignen Wesens! Aus der Trennung der einfältigen Einheit der Natur mit sich selber ist der bewußte Geist auferstanden, ist dieses allgemeine sich selbst schauende Licht hervorgebrochen, und wie der Mond mit dem Lichte der Sonne glänzt, so spiegelst du in deinem milden Scheine nur das brennende Sonnenfeuer des Bewußtsein wieder. Du bist der Abendstern der Natur und der Morgenstern des Geistes, die sinnlichen Toren halten den Einen Stern für zwei verschiedene Sterne.

Feuerbach, Gedanken über Tod und Unsterblichkeit.
Sämtl. Werke (Leipzig 1847) III Seite 69 unten und f.

Nur vor dem Tode, aber nicht im Tode ist der Tod Tod und schmerzlich; der Tod ist ein so gespenstisches Wesen, daß er nur ist, wenn er nicht ist, und nicht ist, wenn er ist.

Feuerbach, Gedanken über Tod und Unsterblichkeit
a. a. O. Seite 83

Aber das Leben ist kein Gewebe, es ist unteilbare, unendliche Einheit mit sich selber, eben deswegen Unmittelbarkeit und Ursprünglichkeit, schlechthin Anfang und Grund seiner selbst. Stellst du dir daher vor, daß das Leben, die Natur erschaffen, gemacht sei, seinen Grund außer sich habe, so trennst du das Leben auf, wie einen Strickstrumpf, zerlegst es, wie eine Uhr, schlägst das Leben tot.

Feuerbach, Gedanken über Tod und Unsterblichkeit
a. a. O. Seite 49

Es gibt Wünsche, deren geheimer Wunsch ist, nicht erfüllt zu werden, denn die Erfüllung würde sie kompromittieren, sie entlarven, zeigen, daß sie bloß auf Täuschung beruhen, Wünsche also, die nichts anderes sein und bleiben wollen, als Wünsche. Ein solcher Wunsch ist vor allem der Wunsch eines ewigen Lebens. Er hat nur Wert in der Einbildung; würde es wirklich, so würde der Mensch inne werden, daß er es nur im Widerspruch mit seiner wahren Natur verlangt, daß er sich in und über sich getäuscht, daß er sich selbst mißverstanden hat; denn er würde das ewige Leben, wenn es auch von anderer Beschaffenheit wäre, als dieses, endlich satt bekommen; es ist daher ein nur eingebildeter, illusorischer, kein ernstlich gemeinter Wunsch.

Feuerbach, Die Unsterblichkeitsfrage vom Standpunkte der Anthropologie
Sämtl. Werke (Leipzig 1847) III Seite 288 unten und f.

Wie du nun überhaupt dein Jenseits nur dazu brauchst, um mit ihm auszupichen die Ritzen und Spalten in den hölzernen Dachrinnen deines Capitoliums, d. h. in den Rinnen deiner Begriffe und Erkenntnisse ..., wie du dein Jenseits überhaupt nur dazu erdichtest, um mit ihm die Poren, die hohlen und leeren Zwischenräume deines geist- und substanzlosen Totenkopfes auszustopfen; so ist denn auch dein jenseitiger, zukünftiger, eingebildeter Leib, der höher, vortrefflicher und geistiger sein soll, als der organische, nichts als eitel Dunst und Wind, mit dem du die hohlen Bälge (sit venia verbo), Schweinsblasen deiner porösen, mangelhaften Vorstellungen von erhabensten und heiligsten Gegenständen, von dem wirklichen organischen Leibe und Leben ausfüllst.

Feuerbach, Gedanken über Tod und Unsterblichkeit
a. a. O. Seite 52

So erscheint ihnen auch, wenn man sie aus dem Traume ihres ewigen Lebens und himmlischen Jenseits aufschreckt, das Leben auf den elenden Tropfen des gegenwärtigen Augenblicks zusammengeschwunden, die Ver-

neinung des Jenseits daher als eine unpraktische, namentlich für die Jugend verderbliche, den Menschen alles Schwungs, aller ihm doch so notwendigen Erhebung über die engen Schranken der Gegenwart beraubende Lehre. Sie sehen nicht, die Toren, daß das Jenseits der Gegenwart schon in das Diesseits fällt, daß der Mensch, um über ihre Schranken sich zu erheben, nicht nötig hat, sich ein himmlisches Jenseits zu erträumen, nur einen Blick in seine eigne, in die menschliche Zukunft zu werfen braucht, daß der Gedanke der menschlich-geschichtlichen Fortdauer und Unsterblichkeit unendlich mehr geeignet ist, den Menschen zu großen Gesinnungen und Taten zu begeistern, als der Traum der theologischen himmlischen Unsterblichkeit.

Feuerbach, Die Unsterblichkeitsfrage vom Standpunkt der Anthropologie
Sämtl. Werke (Leipzig 1847) III Seite 292

Der Mensch ist aber so gut, als die Pflanze, als das Tier ein Naturwesen. Wer ... kann dies leugnen, wer den Menschen aus seinem Zusammenhang mit der Pflanzen- und Tierwelt herausreißen? Wer die Kulturgeschichte der Menschheit von der Kulturgeschichte der Pflanzen und Tiere absondern? Wer verkennen, daß die Pflanzen und Tiere sich mit dem Menschen verändern und perfektionieren, wie umgekehrt der Mensch mit ihnen?

Feuerbach, Die Unsterblichkeitsfrage vom Standpunkt der Anthropologie
a. a. O. Seite 328

Und zu dieser Vollendung des Menschen gehört selbst auch — der Tod; denn auch er gehört zur Bestimmung, d. h. zur Natur des Menschen. Darum heißt der Tote mit Recht der Vollendete. Menschlich zu sterben, zu sterben mit dem Bewußtsein, daß du im Tode deine letzte menschliche Bestimmung erfüllst, zu sterben also im Frieden mit dem Tode — das sei dein letzter Wunsch, dein letztes Ziel. Dann triumphierst du auch noch im Tode über den üppigen Traum der christlichen Unsterblichkeit; dann hast du unendlich mehr erreicht, als du im Jenseits erreichen willst und doch nimmermehr erreichst.

Feuerbach, Die Unsterblichkeitsfrage vom Standpunkt der Anthropologie
a. a. O. Seite 334

Nicht teleologische Weisheit, nicht ökonomische Absichtlichkeit — Trieb, Überfülle, Säfteüberfluß, Lebenskraftäußerungsdrang ist der Grund der Zeugung, der Fortpflanzung. Darum ist die Natur so schrankenlos in ihren Produktionen. Wozu diese Wolken von Staubregen, die die Wälder zur Befruchtungszeit ausströmen? Wozu diese zahllosen Eier der Pflanzen und Tiere, wovon doch die wenigsten Pflanzen und Tiere werden? Wozu? Törichte Frage! Du siehst ja hier vor deinen Augen den üppigen, zwecklosen, schrankenlosen Lebenstrieb der Natur.

Feuerbach, Die Unsterblichkeitsfrage vom Standpunkt der Anthropologie
a. a. O. Seite 330

Jede neue Lebensstufe ist der Tod der früheren. Wo ist die Seele meiner Kindheit, meiner Jugend? Bei Gott im Himmel oder auf einem Stern? Nein! Sie ist so wenig mehr, als ich selbst einst nach meinem Tode noch sein werde. Der Tod ist nicht mehr negativ, vernichtend gegen mich, als ich als Mann vernichtend bin gegen mich, als Kind und Jüngling. Das Kind hält nur sein Leben für Leben, ebenso der Jüngling. Nimm dem Kinde seine Spiele, und du nimmst ihm sein Leben. Nimm dem Jüngling sein Burschenband, seine Turnhose, seinen Arndt und Jahn, seinen deutschen Kaiser, und das Nichtsein dieses seines jetzigen Seins und Wesens ist für ihn eine ebenso schreckliche Vernichtung, als für dich der Tod. Gleichwohl verneint der Jüngling das Kind, der Mann den Jüngling; es ist ihm Nichts mehr, was ihm einst Alles war. So natürlich es nun ist, daß wir als Jünglinge, als Kinder vergehen, so wenig wir über diese Vergänglichkeit uns entsetzen, so wenig haben wir Grund, deswegen die Hände über dem Kopf zusammenzuschlagen, daß wir endlich sterben. So wenig bösartig die Vergänglichkeit überhaupt, so wenig ist es der Tod. Oder: so gleichgültig es uns ist, daß wir nicht mehr sind, was wir einst mit allem Jugendfeuer waren und Nota bene! immer sein wollten; so gleichgültig, so wohlbegründet, so wenig schrecklich und empörend ist unser einstiges Nichtmehrsein. Freilich lassen wir aus Egoismus diesen Schluß nicht gelten, so wenig als überhaupt die Schlüsse von der Historie auf die Gegenwart, wenngleich derselbe Fall vorliegt; denn die Anerkennung einer Wahrheit in der Vergangenheit geht uns nicht zu Leibe, während ihre Anwendung auf den gegenwärtigen Fall uns höchst empfindlich und lästig ist. Darum haben wir nichts dagegen, daß das Herz des Kindes, das Herz des Jünglings mit dem Traume seiner Unsterblichkeit zu Grunde gegangen ist; aber daß es unserm jetzigen alten verstockten Philisterherz mit der Einbildung seiner Unsterblichkeit eben so ergehen soll, das können wir uns nicht gefallen lassen, das ist ein anderer Casus. Wo unser Egoismus beginnt, da gelten die Gesetze der Logik nicht mehr.

Feuerbach, Die Unsterblichkeitsfrage vom Standpunkt der Anthropologie
Sämtl. Werke (Leipzig 1847) III Seite 290 unten und f.

Endlich ist auch noch zu bemerken, daß der auf das Bedürfnis des Wiedersehens gestützte Unsterblichkeitsgrund nur auf eine partikuläre Unsterblichkeit führt; denn es gibt unzählige Menschen, die dieses Bedürfnis nicht fühlen, vielmehr statt des Wunsches des Wiedersehens der lieben Freund-, Vetter- und Gevatterschaft, den Wunsch des Nichtmehrsehens haben. Es sind nur die innig sich Liebenden, die den Tod schmerzlich empfinden, und selbst diese würden doch auch in der Unsterblichkeit nicht ihre Wünsche befriedigt finden; denn die Liebe will den ganzen, unverstümmelten Menschen, den Menschen, wie er mit allen seinen ... Mängeln, Schlacken und Fehlern hier im Diesseits existiert.

Feuerbach, Nachträgliche Bemerkungen
Sämtl. Werke (Leipzig 1847) III Seite 398

Da aber nicht nur die Menschen vergehen, sondern auch immer wieder neue entstehen, so haben wir an jedem neugeborenen Kindlein einen schreienden Beweis von der Wahrheit und ewigen Fortdauer des Sinnlichen. Für den Denker ist freilich dieser Fortgang bis ins Unendliche sehr langweilig, denn es kommt, wenigstens in seinen Gedanken, immer Dasselbe auf Dasselbe; er bricht daher diese unendliche Reihe gewaltsam ab und setzt an die Ewigkeit des Lebens die Ewigkeit des Begriffs. Aber der Denker bedenkt nicht, daß diese in seinen Gedanken oder für ihn „schlechte Unendlichkeit" in Wirklichkeit oder für Andere eine sehr gute Unendlichkeit ist; denn nur ihr verdanken sie es, daß sie zur Freude des Daseins gelangt sind. Was im Gedanken ein langweiliges, unausstehliches Semper Idem ist, daß ist in Wirklichkeit ein durch seine Verschiedenheit und Neuheit reizendes Wesen.

Feuerbach, Über meine Gedanken über Tod und Unsterblichkeit
a. a. O. Seite 382 unten und f.

Nicht will ich zu den Schatten hin,
Zu Sokrates und Augustin;
Es zieht mich in das Nichts hinunter
Als neuen Lebens Feuerzunder:
Zu denen treibt's mich hinzufahren,
Die noch nicht sind und noch nicht waren:
Die jetzt das Nichts noch regungslos
Verbirgt in seinem dunklen Schoß;
Zu Euch Ihr lieben Kindelein,
Die Ihr statt unser tretet ein,
Und atmet Eure Lebensluft
Aus unsrer kalten Totengruft.

. . .

Ihr lieben teuern Kindelein
Mein Sein wird itzund Euer Sein;
Ihr seid mein auferstandnes Ich,
Wenn längst mein Sein ins Nichts erblich.
Der Tod verkehret Mein in Dein,
Er schließet Eins ins Andre ein.

Feuerbach, Reimverse auf den Tod
Sämtl. Werke (Leipzig 1847) III Seite 92, 93

O hartes Leben, saures Sein!
O Sein voll lauter Kampf und Pein!
O schrecklich Los! O Herzensnot!
Zuletzt ein Nichts, ein ew'ger Tod!
O liebe Seele trage doch
Mit Mut der Wahrheit mildes Joch,
Dann wirst Du nicht mehr also ächzen,
Und nach dem Ichsein gierig lechzen.
Der andern Menschheit beſſ'res Ich,
Vor dem mein Ich ins Nichts entwich,
Das ist das wahre Himmelreich,
In das ich nach dem Tode steig.

Der Tod nur senkt den Schlaf darnieder
Dem Selbst auf seine Augenlider,
Daß Andres aus dem Einen kommt
Und Eines auch dem Andern frommt.

Eia! wie ist der Tod so helle!
So rein blinkt keine Wasserquelle.
Er ist der schönste Brillant,
Der leuchtend glänzt an Gottes Hand.

Mich macht der Tiere Klaggeschrei
Der größten Sünd', der Selbstsucht frei.
Ich seh' in jeder klaren Quelle
Die Todesnacht in milder Helle,
Der Ewigkeiten letzten Saum,
Des Selbstes Grenz' in jedem Baum...

Feuerbach, Reimverse auf den Tod
a. a. O. Seite 93, 100, 106, 99

Alles Glück auf Erden,
Freunde, gibt der Kampf!
Ja, um Freund zu werden,
Braucht es Pulverdampf!
Eins in Drein sind Freunde:
Brüder vor der Not,
Gleiche vor dem Feinde,
Freie — vor dem Tod!

Nietzsche, Die fröhliche Wissenschaft
Werke (Leipzig 1899) V Seite 24 unten und f.

Wo du stehst, grab tief hinein!
Drunten ist die Quelle!
Laß die dunklen Männer schrein:
„Stets ist drunten — Hölle!"

Ja! Ich weiß, woher ich stamme!
Ungesättigt gleich der Flamme
Glühe und verzehr' ich mich.
Licht wird alles, was ich fasse,
Kohle alles, was ich lasse:
Flamme bin ich sicherlich!

Leben — das heißt: fortwährend etwas von sich abstoßen, das sterben will; Leben — das heißt: grausam und unerbittlich gegen Alles sein, was schwach und alt an uns, und nicht nur an uns, wird.

Nietzsche, Die fröhliche Wissenschaft
a. a. O. Seite 15, 30, 68

Zu einem Heiligen trat ein Mann, der ein eben geborenes Kind in den Händen hielt. „Was soll ich mit dem Kinde machen? fragte er, es ist elend, mißgestaltet und hat nicht genug Leben, um zu sterben.“ „Töte es, rief der Heilige mit schrecklicher Stimme, töte es und halte es dann drei Tage und drei Nächte lang in deinen Armen, auf daß du dir ein Gedächtnis machest: — so wirst du nie wieder ein Kind zeugen, wenn es nicht an der Zeit für dich ist, zu zeugen.“ — Als der Mann dies gehört hatte, ging er enttäuscht davon; und viele tadelten den Heiligen, weil er zu einer Grausamkeit geraten hatte, denn er hatte geraten, das Kind zu töten. „Aber ist es nicht grausamer, es leben zu lassen?“ sagte der Heilige.

Nietzsche, Die fröhliche Wissenschaft
a. a. O. Seite 103 und f.

Wie, wenn dir eines Tages oder Nachts ein Dämon in deine einsamste Einsamkeit nachschliche und dir sagte: „Dieses Leben, wie du es jetzt lebst und gelebt hast, wirst du noch ein Mal und noch unzählige Male leben müssen; und es wird nichts Neues daran sein, sondern jeder Schmerz und jede Lust und jeder Gedanke und Seufzer und alles unsäglich Kleine und Große deines Lebens muß dir wiederkommen, und alles in derselben Reihe und Folge — und ebenso diese Spinne und dieses Mondlicht zwischen den Bäumen, und ebenso dieser Augenblick und ich selber. Die ewige Sanduhr des Daseins wird immer wieder umgedreht — und du mit ihr, Stäubchen vom Staube!" — Würdest du dich nicht niederwerfen und mit den Zähnen knirschen und den Dämon verfluchen, der so redete? Oder hast du einmal einen ungeheuren Augenblick erlebt, wo du ihm antworten würdest: „du bist ein Gott und nie hörte ich Göttlicheres!" Wenn jener Gedanke über dich Gewalt bekäme, er würde dich, wie du bist, verwandeln und vielleicht zermalmen; die Frage bei Allem und Jedem: „willst du dies noch ein Mal und noch unzählige Male?" würde als das größte Schwergewicht auf deinem Handeln liegen! Oder wie müßtest du dir selber und dem Leben gut werden, um nach Nichts mehr zu verlangen als nach dieser letzten ewigen Bestätigung und Besiegelung?

Nietzsche, Die fröhliche Wissenschaft
a. a. O. Seite 265 und f.

Stürme sind meine Gefahr: werde ich meinen Sturm haben, an dem ich zu Grunde gehe, wie Oliver Cromwell an seinem Sturme zu Grunde ging? Oder werde ich verlöschen wie ein Licht, das nicht erst der Wind ausbläst, sondern das seiner selber müde und satt wurde, — ein ausgebranntes Licht? Oder endlich: werde ich mich ausblasen, um nicht auszubrennen?

Nietzsche, Die fröhliche Wissenschaft
a. a. O. Seite 240

Diesem schönen Bewußtsein eurer selbst wünscht ihr also ewige Dauer? Ist das nicht schamlos? Denkt ihr denn nicht an alle andern Dinge, die euch dann in alle Ewigkeit zu ertragen hätten, wie sie euch bisher ertragen haben mit einer mehr als christlichen Geduld? Oder meint ihr, ihnen ein ewiges Wohlgefühl an euch geben zu können? Ein einziger unsterblicher Mensch auf der Erde wäre ja schon genug, um alles Andere, das noch da wäre, durch Überdruß an ihm in eine allgemeine Sterbe- und Aufhängewut zu versetzen! Und ihr Erdenbewohner mit euren Begriffelchen von ein paar Tausend Zeitminütchen wollt dem ewigen allgemeinen Dasein ewig lästig fallen! Gibt es etwas Zudringlicheres?

Nietzsche, Morgenröte
Werke (Leipzig 1899) IV Seite 214

Viele sterben zu spät und einige sterben zu früh. Noch klingt fremd die Lehre: „stirb zur rechten Zeit!"

* * *

Wichtig nehmen alle das Sterben: aber noch ist der Tod kein Fest. Noch erlernten die Menschen nicht, wie man die schönsten Feste weiht.

* * *

Also sollte man sterben lernen; und es sollte kein Fest geben, wo ein solcher Sterbender nicht der Lebenden Schwüre weihte!

* * *

Möchten Prediger kommen des schnellen Todes! Das wären mir die rechten Stürme und Schüttler an Lebensbäumen! Aber ich höre nur den langsamen Tod predigen und Geduld mit allem „Irdischen".

Ach, ihr predigt Geduld mit dem Irdischen? Dieses Irdische ist es, das zuviel Geduld mit euch hat, ihr Lästermäuler!

* * *

Daß euer Sterben keine Lästerung sei auf Mensch und Erde, meine Freunde: das erbitte ich mir von dem Honig eurer Seele.

In eurem Sterben soll noch euer Geist und eure Tugend glüh'n, gleich einem Abendrot um die Erde: oder aber das Sterben ist euch schlecht geraten.

Also will ich selber sterben, daß ihr Freunde um meinetwillen die Erde mehr liebt; und zur Erde will ich wieder werden, daß ich in der Ruhe habe, die mich gebar.

Wahrlich ein Ziel hatte Zarathustra, er warf seinen Ball: nun seid ihr Freunde meines Zieles Erbe, euch werfe ich den goldenen Ball zu.

Lieber als alles sehe ich euch, meine Freunde, den goldenen Ball werfen! Und so verziehe ich noch ein wenig auf Erden: verzeiht es mir!

Nietzsche, Also sprach Zarathustra. Vom freien Tode
(Leipzig 1931) Seite 66

Ich habe eine Frage für dich allein, mein Bruder: wie ein Senkblei werfe ich diese Frage in deine Seele, daß ich wisse, wie tief sie sei.

Du bist jung und wünschest dir Kind und Ehe. Aber ich frage dich: bist du ein Mensch, der ein Kind sich wünschen darf?

Bist du der Siegreiche, der Selbstbezwinger, der Gebieter der Sinne, der Herr deiner Tugenden? Also frage ich dich.

Oder redet aus deinem Wunsche das Tier und die Notdurft? Oder Vereinsamung? Oder Unfriede mit dir?

Ich will, daß dein Sieg und deine Freiheit sich nach einem Kinde sehne. Lebendige Denkmale sollst du bauen deinem Siege und deiner Befreiung.

Über dich sollst du hinausbauen. Aber erst mußt du mir selber gebaut sein, rechtwinklig an Leib und Seele.

Nicht nur fort sollst du dich pflanzen, sondern hinauf! Dazu helfe dir der Garten der Ehe!

Einen höheren Leib sollst du schaffen, eine erste Bewegung, ein aus sich rollendes Rad — einen Schaffenden sollst du schaffen.

Ehe: so heiße ich den Willen zu Zweien, das Eine zu schaffen, das mehr ist als die es schufen.

Nietzsche, Also sprach Zarathustra. Von Kind und Ehe
a. a. O. Seite 63

Nun wird immer Kindes-Lachen aus Särgen quellen; nun wird immer siegreich ein starker Wind kommen aller Todesmüdigkeit.

Nietzsche, Also sprach Zarathustra. Der Wahrsager
a. a. O. Seite 131

O meine Brüder, ich weihe und weise euch zu einem neuen Adel: ihr sollt mir Zeuger und Züchter werden und Säemänner der Zukunft, —

— wahrlich, nicht zu einem Adel, den ihr kaufen könntet gleich den Krämern und mit Krämer-Golde: denn wenig Wert hat alles, was seinen Preis hat.

Nicht, woher ihr kommt, mache euch fürderhin eure Ehre, sondern wohin ihr geht! Euer Wille und euer Fuß, der über euch selber hinaus will, — das mache eure neue Ehre!

Wahrlich nicht, daß ihr einem Fürsten gedient habt — was liegt noch an Fürsten! — oder dem, was steht, zum Bollwerk wurdet, daß es fester stünde!

Nicht, daß euer Geschlecht an Höfen höfisch wurde, und ihr lerntet bunt, einem Flamingo ähnlich, lange Stunden in flachen Teichen stehn.

...

O meine Brüder, nicht zurück soll euer Adel schauen, sondern hinaus!

...

Eurer Kinder Land sollt ihr lieben: diese Liebe sei euer neuer Adel, — das unentdeckte, im fernsten Meere! Nach ihm heiße ich eure Segel suchen und suchen!

Nietzsche, Also sprach Zarathustra. Von alten und neuen Tafeln
a. a. O. Seite 196

Schaffen — das ist die große Erlösung vom Leiden, und des Lebens Leichtwerden. Aber daß der Schaffende sei, dazu selber tut Leid not und viel Verwandelung.

Ja, viel bitteres Sterben muß in eurem Leben sein, ihr Schaffenden! Also seid ihr Fürsprecher und Rechtfertiger aller Vergänglichkeit.

Daß der Schaffende selber das Kind sei, das neu geboren werde, dazu muß er auch die Gebärerin sein wollen und der Schmerz der Gebärerin.

Wahrlich, durch hundert Seelen ging ich meinen Weg und durch hundert Wiegen und Geburtswehen. Manchen Abschied nahm ich schon, ich kenne die herzbrechenden letzten Stunden.

Aber so will's mein schaffender Wille, mein Schicksal. Oder, daß ich's euch redlicher sage: solches Schicksal gerade — will mein Wille.

Nietzsche, Also sprach Zarathustra. Auf den glückseligen Inseln
a. a. O. S. 78 und f.

Ich beschwöre euch, meine Brüder, bleibt der Erde treu, und glaubt denen nicht, welche euch von überirdischen Hoffnungen reden! Giftmischer sind es, ob sie es wissen oder nicht.

Verächter des Lebens sind es, Absterbende und selber Vergiftete, deren die Erde müde ist: so mögen sie dahinfahren!

. . .

An der Erde zu freveln ist jetzt das Furchtbarste, und die Eingeweide des Unerforschlichen höher zu achten als den Sinn der Erde!

Nietzsche, Also sprach Zarathustra. Vorrede
a. a. O. Seite 6 und f.

Aber wir wollen auch gar nicht ins Himmelreich: Männer sind wir worden, — so wollen wir das Erdenreich.

Nietzsche, Also sprach Zarathustra. Das Eselsfest
a. a. O. Seite 307

Ich liebe Die, welche nicht erst hinter den Sternen einen Grund suchen, unterzugehen und Opfer zu sein: sondern die sich der Erde opfern . . .

. . .

Ich liebe Den, dessen Seele sich verschwendet, der nicht Dank haben will und nicht zurückgibt: denn er schenkt immer und will sich nicht bewahren.

. . .

Ich liebe alle Die, welche wie schwere Tropfen sind, einzeln fallend aus der dunklen Wolke, die über den Menschen hängt: sie verkündigen, daß der Blitz kommt und gehn als Verkündiger zugrunde.

Nietzsche, Also sprach Zarathustra. Vorrede
a. a. O. Seite 9, 10

Lieben und Untergehn: das reimt sich seit Ewigkeiten. Wille zur Liebe: das ist, willig auch sein zum Tode.

Nietzsche, Also sprach Zarathustra. Von der unbefleckten Erkenntnis
a. a. O. Seite 117

Siehe, wir wissen, was du lehrst: daß alle Dinge ewig wiederkehren und wir selber mit, und daß wir schon ewige Male dagewesen sind, und alle Dinge mit uns.

Du lehrst, daß es ein großes Jahr des Werdens gibt, ein Ungeheuer von großem Jahre: das muß sich, einer Sanduhr gleich, immer wieder von Neuem umdrehn, damit es von Neuem ablaufe und auslaufe:

— so daß alle diese Jahre sich selber gleich sind, im Größten und auch im Kleinsten, — so daß wir selber in jedem großen Jahr uns selber gleich sind, im Größten und auch im Kleinsten.

Und wenn du jetzt sterben wolltest, o Zarathustra: siehe, wir wissen auch, wie du da zu dir sprechen würdest: — aber deine Tiere bitten dich, daß du noch nicht sterbest!

Du würdest sprechen und ohne Zittern, vielmehr aufatmend vor Seligkeit: denn eine große Schwere und Schwüle wäre von dir genommen, du Geduldigster! —

„Nun sterbe und schwinde ich, würdest du sprechen, und im Nu bin ich ein Nichts. Die Seelen sind so sterblich wie die Leiber.

Aber der Knoten von Ursachen kehrt wieder, in den ich verschlungen bin, — der wird mich wieder schaffen! Ich selber gehöre zu den Ursachen der ewigen Wiederkunft.

Ich komme wieder, mit dieser Sonne, mit dieser Erde, mit diesem Adler, mit dieser Schlange — nicht zu einem neuen Leben oder besseren Leben oder ähnlichen Leben:

— ich komme ewig wieder zu diesem gleichen und selbigen Leben, im Größten und auch im Kleinsten, daß ich wieder aller Dinge ewige Wiederkunft lehre ...“

Nietzsche, Also sprach Zarathustra. Der Genesende
a. a. O. Seite 214

Von diesem Torwege Augenblick läuft eine lange ewige Gasse rückwärts: hinter uns liegt eine Ewigkeit.

Muß nicht, was laufen kann von allen Dingen, schon einmal diese Gasse gelaufen sein? Muß nicht, was geschehen kann von allen Dingen, schon einmal geschehen, getan, vorübergelaufen sein?

Und wenn alles schon dagewesen ist: was hältst du Zwerg von diesem Augenblick? Muß auch dieser Torweg nicht schon — dagewesen sein?

Und sind nicht solchermaßen fest alle Dinge verknotet, daß dieser Augenblick alle kommenden Dinge nach sich zieht? Also — — sich selber noch?

Denn, was laufen kann von allen Dingen: auch in dieser langen Gasse hinaus — muß es noch einmal laufen! —

Und diese langsame Spinne, die im Mondschein kriecht, und dieser Mondschein selber, und ich und du im Torwege, zusammen flüsternd, von ewigen Dingen flüsternd — müssen wir nicht alle schon dagewesen sein?

— und wiederkommen und in jener anderen Gasse laufen, hinaus, vor uns, in dieser langen schaurigen Gasse — müssen wir nicht ewig wiederkommen? —

Nietzsche, Also sprach Zarathustra. Vom Gesicht und Rätsel
a. a. O. Seite 150

O wie sollte ich nicht nach der Ewigkeit brünstig sein und nach dem hochzeitlichen Ring der Ringe, — dem Ring der Wiederkunft? Nie noch fand ich das Weib, von dem ich Kinder mochte, es sei denn dieses Weib, das ich liebe: denn ich liebe dich, o Ewigkeit!

Nietzsche, Also sprach Zarathustra. Die sieben Siegel
a. a. O. Seite 222

O Mensch! Gib acht!
Was spricht die tiefe Mitternacht?
„Ich schlief, ich schlief —,
Aus tiefem Traum bin ich erwacht: —
Die Welt ist tief,
Und tiefer als der Tag gedacht.
Tief ist ihr Weh, —
Lust — tiefer noch als Herzeleid:
Weh spricht: Vergeh!
Doch alle Lust will Ewigkeit, —
— will tiefe, tiefe Ewigkeit!"

Nietzsche, Also sprach Zarathustra. Das trunkne Lied
a. a. O. Seite 315

Wann trinkst du diesen Tropfen Tau's, der auf alle Erden-Dinge niederfiel, — wann trinkst du diese wunderliche Seele

— wann, Brunnen der Ewigkeit! du heiterer schauerlicher Mittags-Abgrund! wann trinkst du meine Seele in dich zurück?

Nietzsche, Also sprach Zarathustra. Mittags
a. a. O. Seite 269

Alles geht, Alles kommt zurück; ewig rollt das Rad des Seins. Alles stirbt, Alles blüht wieder auf, ewig läuft das Jahr des Seins.

Alles bricht, alles wird neu gefügt; ewig baut sich das gleiche Haus des Seins. Alles scheidet, alles grüßt sich wieder; ewig bleibt sich treu der Ring des Seins.

In jedem Nu beginnt das Sein; um jedes Hier rollt sich die Kugel Dort. Die Mitte ist überall. Krumm ist der Pfad der Ewigkeit.

Nietzsche, Also sprach Zarathustra. Der Genesende
a. a. O. Seite 211

Jetzt darf die Menschheit warten, jetzt hat sie nicht mehr nötig, sich zu überstürzen und halbgeprüfte Gedanken hinunterzuwürgen, wie sie ehedem mußte. Denn damals hing das Heil der armen „ewigen Seele" von ihren Erkenntnissen während des kurzen Lebens ab, sie mußte sich von Heut zu Morgen entscheiden — die „Erkenntnis" hatte eine entsetzliche Wichtigkeit! Wir haben den guten Mut zum Irren, Versuchen, Vorläufig-nehmen wieder erobert — es ist alles nicht so wichtig! — und gerade deshalb können Individuen und Geschlechter jetzt Aufgaben von einer Großartigkeit in's Auge fassen, welche früheren Zeiten als Wahnsinn und Spiel mit Himmel und Hölle erschienen sein würden. Wir dürfen mit uns selber experimentieren! Ja die Menschheit darf es mit sich! Die größten Opfer sind der Erkenntnis noch nicht gebracht worden — ja es wäre früher Gotteslästerung und Preisgabe des ewigen Heils gewesen, solche Gedanken auch nur zu ahnen, wie sie unserm Tun jetzt voranlaufen.

Nietzsche, Morgenröte
(Leipzig 1899) Seite 330

Wer je im Buche der Nacht die zitternden Zeilen vom Himmel abzulesen versucht hat und, immer wieder zurückkehrend unter das Zeltdach seiner Heimat, hinaustritt in den dunklen Saal der Schlafgenossen der Natur, allein, ein Mann allein vor ihr und nun hineinstaunt in die ewige Wiederkehr dieser gleichsam uns suchenden kleinen Augensterne der Ewigkeit — dem muß wohl schon die Frage gekommen sein, warum nicht alles auf Erden ebenso sternensicher, so festgefügt bleiben konnte, wie jener da oben aufflammende Reigen? Warum ward allen Erdgeborenen der Tod, diese definitive Hemmung aller unserer Lebensräder? Die Wesen alle, die um die nächtige Stunde da draußen im Gebüsch und Laub, auf Wiesen und in Betten die endliche Hemmung des Vergehens einzuüben haben durch die zeitliche des Schlafes, warum müssen sie alle die Straße gehen, die noch keiner ging zurück? Doch wie? Schlafen nicht auch Sterne für das naive Auge, wenn wir wachen, verlöschen sie nicht im Licht der Sonne und zünden sie nicht erst des Nachts, wenn wir schlafen gehen, ihre Wächterlaternen an? Und für den Wissenden — sterben nicht viel mehr Sterne im Weltenall täglich, stündlich, indem sie in feurige Gräber flammenjauchzend niederfahren, und vergeht doch kein Flämmchen, kein Stäubchen derer, die geglüht haben mit Feuerleibern, die wir sehen konnten, und derer, die wir nicht sahen, weil sie wie schwarze Rosse in der Arena um ihre Sonnen rasten?

Wiederholen wir noch einmal die Frage ... „Warum müssen die Kinder der Erde sterben?" — so führt uns das eigentlich direkt zu einer kühnen zweiten Frage, welche einer unserer größten Naturforscher A. Weismann den Mut gehabt hat aufzuwerfen: „Wie ist der Tod auf die Erde gekommen?" Diese Frage ist berechtigt, weil uns ja das Gesetz von der Erhaltung der Energien lehrt, daß ausnahmslos innerhalb allen physischen Geschehens keine Energie, kein Tippelchen der Materie vergehen kann. Es müßte danach gerade unsere leibliche Substanz unvergänglich sein und sie soll es ja auch wohl selbst nach Ansicht unserer Materialisten sein, indem sie beim Zerfall sich in unverlierbare Grundstoffe auflöst, etwa so wie Quecksilber in die Luft verdampft und wie das rätselhafte Radium sich allmählich in Blei verwandelt. Wenn ferner alle Energien erhalten

bleiben oder sich umsetzten, wo bleibt eigentlich die Königin aller Energieformen, die der Denkkraft und der Seele? Soll sie allein eine Ausnahme vom Äquivalenzgesetz bilden, wie man die Großtat des Heilbronner Arztes Robert Meyer genannt hat? Aber das war nicht der Ausgangspunkt A. Weismanns; er kam direkt von der Beobachtung her, daß die einzelligen Organismen, welche sich durch Teilung vermehren, ganz sicher keinen Tod kennen. Es gibt hier keine Leichen. Die Mutterzelle schnürt sich ein, scheidet sich in zwei Hälften und plötzlich bei der Abstoßung voneinander gibt es zwar zwei, ganz gleiche Individuen bildende Töchter, aber keine Mutter mehr. Sie ist einfach nicht mehr da, ohne doch gestorben zu sein. Hier fehlt tatsächlich der Tod als Mittler für eine neue Generation, weil es die Tochterzellen immer wieder so machen, das heißt sich durch Teilung in zwei neue vollwertige Individuen teilen. Mit scheinbar zwingendem Recht wirft daher Weismann die Frage auf, wie und an welcher Stelle des Aufstiegs der Organismen ist der Tod, ist die Leiche in die Welt gekommen, als eine zweckgemäße oder unzweckmäßige Einrichtung? Eine Fragestellung, aus der der Engländer Mulford den guten Titel zu einem schlechten Buch geschöpft hat: „Die üble Angewohnheit des Sterbens."

Carl Ludwig Schleich, Die Wunder der Seele
(Berlin 1934) Seite 297, 299 unten und ff.

Es muß ... schon vom ersten Beginn der Organisation an, ja eigentlich schon im feurigen Nebelball, die vorbedachte oder eingerichtete Möglichkeit zum einstigen Erscheinen der Vernunft auf Erden gelegen haben. Es schwebte die Idee zu allen Formen und ihren Fähigkeiten über den Urnebeln, „wie der Geist Gottes über den Wassern". Kann das einfache Ungefähr, eine blinde Kombination von Mosaiksteinchen aller Denkbarkeiten, eine so kühne Prophetie des Kommenden, eines unausweichbar gesetzmäßig Werdenmüssenden in sich, aus sich und durch sich hervorzaubern? Das ist ja die Übersinnlichkeit, die Unverstehbarkeit, Metaphysik in Potenz! Dann hat die Narretei des Zufalls zugleich den Schöpferernst des zwingend Gesetzmäßigen verbunden mit dem wunderbaren Spiel von Formenschönheit und Millionen Versuchen, das Zweckmäßigste zu behalten, wovon uns jedes Aquarium ein für alle Mal überzeugen kann. Beim Anblick eines so staunenwerten Spieles der Lebensformen, bei Weichtieren, Fischen, Vögeln, Insekten usw. ist es mir immer so, als wenn ein Riesenphantast, ein froher Bastler und ein grandioser Humorist sich den Vorrang streitig machten. Wie konsequent muß hier wählende Gesetzmäßigkeit selbst in der Anschauung des krassesten Materialisten am Werke gewesen sein? Aber es muß dieser Betrachtungsweise unmöglich sein, auch nur einen einzigen Weg vom Urschleim bis zur Qualle einmal durch Zufall konsequent durchzudenken. Dieser Weg müßte mit Chausseesteinen und Meilenzeichen von Wundern und Märchen gespickt sein.

Uns alle kann ein geistig Band durchschweben, eine Art uns ganz und gar verkettenden Einheitsstromes ..., das uns alle, wie in Momenten höchster Gefahr der Nation, zu einem Walde, zu einem Heere von Wächtern des Heimattales und aller Erden- und Himmelsgüter stempelt, zu einer Art geistiger Verschlingung, von der der Inder sagt: Du bist ich und ich bin du! Läßt mich die Königin Phantasie durch die Kunst in Geschichten und Tagesberichten nicht alles mit erleben, was anderen geschieht? Bin ich nicht, den ich schaue auf der Bühne, war ich beim Lesen der Geschichte Napoleons, als seine Adler sanken bei Waterloo, nicht er selbst, zucke ich nicht auf, wenn eine Verbrechertat enthüllt wird oder man einen Mörder richtet? Erst, wenn wir den Zweck der Menschheit, das Ziel schauen können im überirdischen Lichte, werden wir wissen, ob die Persönlichkeit für sich ewig lebt oder nur

als Teil des Ganzen. In beiden Fällen schöpfen wir aus dieser Erkenntnis die Verpflichtung, eben weil wir an Aufstieg und Unsterblichkeit glauben, der Idee des Ganzen im Spiel des Guten und Bösen nach unseren Kräften zu dienen.

Carl Ludwig Schleich, Die Wunder der Seele
a. a. O. Seite 309 und f., 313

Zusammenschau

Wir alle kennen jene alten, reizvoll tiefsinnigen Märchen und Sagen, in denen jemand in die Gestalt einer Pflanze, eines Tieres oder eines Menschen verwandelt wird. Diese Fabeln könnten nicht so oft ersonnen worden sein, wenn sie nicht einem vielleicht unbewußten Wunschtraum der Menschen entsprängen. Durch solch eine Verwandlung einmal die Gebundenheit des Ich zu lösen, sich der festen Verstrickung mit einer bestimmten Außenwelt zu entziehen, das Morgen an einem anderen Punkte als das Heute aufzunehmen — das muß in der Tat für viele ein verlockender Gedanke sein. Ein solches Hinüberwechseln in ein anderes Dasein wäre abenteuerlicher, aufregender, aufschlußreicher als eine Reise in entfernteste, unbekannteste Länder. Das Leben scheint freilich die Verwirklichung solcher Träume unerbittlich zu versagen, sie auf das Gebiet der Phantasie zu verweisen und ihnen höchstens auf Maskenbällen ein Scheindasein zu verstatten.

Und doch wird der Wunsch, von den Fesseln eines bestimmten Daseins befreit zu sein, immer wieder von neuem erfüllt: durch Geburt und Tod.

Diese beiden Grundtatsachen des Daseins sind es, durch die uns wie durch zauberische Verwandlung das Leben in anderer Gestalt und in neuer Jugend stets wiedergeschenkt wird. Freilich werden wir nicht, wie unser Verstand es manchmal meint, unsere Jugend noch einmal mit den Erfahrungen des Alters empfangen. Denn sie wäre dann ja keine Jugend mehr, sondern alte, abgestumpfte Menschen würden einen morgenfrischen Körper mißbrauchen.

Die Natur mag in vielen Dingen grausam und hart sein gegen ihre Geschöpfe; doch sie kann nicht gütiger und weisheitsvoller mit uns verfahren als dadurch, daß sie durch Tod und Geburt den Erinnerungszusammenhang immer wieder zerschneidet. Denn ein Wesen, das mit einer nie verlöschenden Erinnerungskraft ausgestattet wäre, das also schon hunderte, tausende Male alles erlebt hätte — es müßte in diesem ewigen Kerker seines Selbstes wahnsinnig werden.

Man könnte freilich zweifelnd fragen: wird denn auch immer wirklich ein Ich von neuem entstehen, das mir völlig gleich ist? Aber niemand wird, wenn er nicht unerträglich eitel ist, ernstlich wollen, daß er mit allen, auch den kleinsten Zügen seines Wesens und Geistes wiedergeboren wird. Vor allem auf manche Mängel werden wir gern verzichten und uns dabei bescheiden, daß das, was wertvoll ist an unserem Ich, unsterblich ist. Und dessen können wir allerdings gewiß sein.

Völlig gleich bleiben wir uns zudem auch während unseres gegenwärtigen Lebens nicht. Heute sind wir andere, denn wir als Kinder waren. Ja, unsere Kinder gleichen geradezu den Wesen, die wir einmal als Kind verkörperten, mehr als wir selbst. Wir brauchen also nicht darüber zu klagen, daß wir im Augenblick des Todes auf die völlige Gleichheit unseres seelischen Gefüges verzichten müssen, da sie auch in diesem Leben, wenn auch allmählich, uns verlorengeht.

Es ist nicht nur der Alltagsmensch, der versichert sein darf, in einem ihm gleichartigen Wesen stets wiedergeboren zu werden. Auch der innerste Kern jeder schöpferischen, genialen Persönlichkeit ist unvergänglich und unzerstörbar, mag sie wiederzuerschaffen der Natur auch noch so selten gelingen. Legt hierfür nicht diese Sammlung, dieses Buch selbst ein beredtes Zeugnis ab allein schon dadurch, daß es in dieser Gestaltung überhaupt möglich war? Fast alle diese erleuchteten Geister ferner und naher Zeiten dachten, obwohl sie zum großen Teil nichts voneinander wußten, im Grunde das Gleiche. Ihr aus den Tiefen der nordischen Rassenseele emporbrechender Genius *zwang* sie so zu denken. So ist es *ein* Grundton, erschütternd und beseligend zugleich, der durch diese Symphonie indogermanischen Geistes hindurchklingt. Ja es muß uns so scheinen, als ob es manchmal ein und dieselbe Persönlichkeit sei, die da in verschiedenen Jahrhunderten und Jahrtausenden zu der gleichen Wahrheit sich hindurchrang und sich dabei nicht selten der gleichen Worte und Bilder bediente.

Wer also an eine Seelenwanderung glaubt, kommt der Wahrheit sehr nahe. Er glaubt nichts *tatsächlich* Falsches. Unser Ich *wird* nach unserem Tode stets wiedergeboren werden, wie es bereits vor unserer Geburt längst schon dagewesen ist. Aber falsch, grundfalsch ist dieser Glaube in seinem *begrifflichen* Gefüge, wenn er annimmt, daß diesem Ich ein ganz bestimmtes, wechselloses Sein zukomme. Wir sind als Einzelwesen keine

Inseln und Eilande, sondern Lebensströme, die sich nur vorübergehend aus gemeinsamem Bette abgezweigt haben, die jedoch immer wieder dorthin zurückfließen und sich in ihm mit anderen vereinigen, damit sich aus diesem gemeinsamen Strom wieder Einzelnes von neuem abzweige.

In den eineiigen Zwillingen sehen wir Wesen vor uns, die in ihrer körperlichen und seelischen Veranlagung fast völlig übereinstimmen. Es ist so, als ob die Natur hier einmal an einem zwingenden Beispiel zeigen wollte, daß die Trennung in Einzelwesen nur ein Schattenspiel ist. Denn wie ist solch eine Zwiegeburt ein und desselben Menschen zustandegekommen? Dadurch, daß sich ein befruchtetes Ei, aus dem ebenso ein Ich hätte werden können, durch einen rätselhaften Zufall im Mutterleib geteilt hat. Ja, man hat solche Teilungen — allerdings nur bei einfacheren Lebewesen, z. B. Molchen — dadurch künstlich hervorgerufen, daß man das befruchtete Ei in der Mitte mit einem Menschenhaar einschnürte.

In der Tat könnten solche Zwillinge das Spiel der Natur besser durchschauen als andere und zueinander sagen: Ich und Du, wir waren einmal eins im Mutterschoß; ich und du, wir wären eins geblieben, wenn uns geheimnisvolles Schicksal nicht geschieden hätte. Doch wenn einer von uns beiden stirbt, dann ist das Spiel, das uns entzweite, aus und wir sind Eines wieder. Ob du im Lichte morgen wandelst oder ich, das ist im Grund bedeutungslos. Denn nur die Gegenwart trennt voneinander. Wir scheinen freilich wie durch eine unüberbrückbare Kluft voneinander geschieden. Deine Schmerzen in diesem Augenblick sind nicht die meinen ebensowenig wie deine Freuden — das disputiert kein Philosoph hinweg. Doch in das Meer der Zeit getaucht, verfließt das Trennende und alle Zweisamkeit von Ich und Du verwandelt sich, Gemeinsamkeit wird Wirklichkeit.

Warum überhaupt Zerklüftung, Spaltung, Auflockerung in Einzelwesen? Warum nicht an ihrer Statt ewige, wechsellose Einheit alles Seienden? ... Wenn die göttliche Wirklichkeit, die sich am gewaltigsten, urtümlichsten in der wabernden Lohe all der Sonnen im Weltenraum offenbart, zum Bewußtsein emportauchen will, dann muß sie sich unweigerlich zerspalten. Ein einheitlich, unwandelbar nur für sich selbst Bestehendes: wie sollte es diese kaum mehr vorstellbare Hölle ewiger Einsamkeit ertragen, wie sollte es wahrnehmen, erkennen, seiner selbst gewiß werden, wie sollte es überhaupt da sein können? Notwendig sind also Zerklüftung, Spaltung, Auf-

lockerung, wenn das Leben sich selbst bewußt genießen und betrachten, wenn es im Werdesturm schöpferisch tätig sein will. Aber nicht braucht nun dieses bewußte Dasein mit dem mißtönenden Lärm feindlicher Ichheiten erfüllt zu sein, wie ein Jahrmarkt, auf dem jeder eigene Tingeltangelmusik macht. Es kann sehr wohl, eingedenk seines ungebrochenen, immerwährenden Urgrunds, zusammenklingen in der Schönheit einer Symphonie von Beethoven.

Denn immer nur der Oberfläche bleibt diese Spaltung in Einzelwesen verhaftet. Greifen wir nur etwas tiefer, suchen wir dasjenige, was unser Fühlen und Denken, unsere Anlagen und Fähigkeiten hervorgerufen und ausgebildet hat, so stoßen wir auf die gemeinsamen Urkräfte des Blutes und der Rasse, die alles Sein in ihrer unzerstörbaren Schöpferkraft durchfluten. Langsam ist unser Ich aus der Umklammerung dieser Kräfte zum Dasein emporgetaucht, ohne daß jemand mit Bestimmtheit sagen kann, wann es zu leben begann. Etwa mit der Geburt? Das wäre die Antwort des Juristen, nicht des Philosophen. Als sich im Mutterleib das Gehirn zu bilden anfing? Oder noch früher, als Same und Ei miteinander verschmolzen? Doch wenn man dies annimmt, könnte man mit dem gleichen Rechte sagen, daß es bereits vorhanden war, als beide noch getrennt lagen, als der Samen in dem väterlichen und das Ei in dem mütterlichen Leibe ruhte, als unser Ich noch eins war mit diesen Kräften in der Zweiheit unserer Eltern.

Von welchen Zufällen hängt doch die Geburt eines bestimmten Einzelwesens ab! Davon, daß sich durch unzählige Geschlechterfolgen hindurch unzählige Male zwei bestimmte Wesen gefunden und gepaart haben; davon, daß die Paarung gerade zu einem bestimmten Zeitpunkt geschah; und schließlich davon, daß aus den Millionen Samenzellen einer Vereinigung gerade eine ganz bestimmte das mütterliche Ei befruchtet hat. Wäre einer von diesen Zufällen nicht eingetreten — ich wäre nicht ich geworden.

Mein augenblickliches Ich — dieses Ich, in diesem Raum, in dieser Zeit, in dieser äußeren Bindung — ist also nebensächlich und nur eine Laune des Zufalls. Kein Zufall aber, sondern Gesetz und Entscheidung ist es, daß aus den geheimnisvollen Kräften der Art und Rasse immer wieder Wesen geformt werden, die da sind wie ich, denken wie ich, hassen wie ich, leiden wie ich, lieben wie ich. Und diese Wesen werden wieder ich sein — so gewiß, wie ich heute ich bin.

Uns Menschen fällt es deshalb so schwer, den Schleier des Geheimnisses von Tod und Unsterblichkeit hinwegzuziehen, weil der Daseinsablauf mit seiner Verschränkung von Geburt und Tod nur bei den einfachsten Lebewesen unverhüllt zutagetritt. Wenn sich der Einzeller teilt und fortan in zwei völlig gleichen Wesen weiterlebt, so wird wohl niemand nach dem Verbleib seiner alten Hülle forschen. Und wenn zwei solche Einzeller — wie es manchmal, wenn auch seltener geschieht — völlig miteinander verschmelzen, damit sich aus ihren verschmolzenen Leibern neue Wesen abspalten, so wird der Maskentanz der Einzelwesen auf dem einheitlichen Urgrund rätselhafter Lebenskraft noch deutlicher sichtbar.

Was die Natur bewogen hat, diese Urform der Fortpflanzung, diesen Zustand, bei dem es keinen Tod und keine Leichen gibt, nicht bis zum Menschen hinauf beizubehalten, wissen wir nicht genau. Denn an sich ist es nicht nur den Einzellern, sondern auch vielzelligen Lebewesen möglich, sich durch Teilung zu vermehren, nämlich dann, wenn allen oder doch den meisten ihrer Zellen Keimplasma zugeteilt ist. So gibt es Würmer, die sich auf diese Art in zwei gleiche Lebewesen verwandeln können. Vermutungen, warum den hochwertigen Tieren diese Fähigkeit fehlt, gibt es mancherlei; hier soll nur eine erwähnt sein. Alle Hochwertigkeit des Lebenden beruht auf der Arbeitsteilung der Zellen. Diese Muskel-, Drüsen-, Nerven- und Sinneszellen können nun einmal, wenn sie Höchstleistungen vollbringen sollen, nur gerade ihre Aufgabe erfüllen. Auch die Aufgabe, das ganze Wesen zu verjüngen und zu erneuern, mußte daher besonderen Zellen, den Keimzellen, zugewiesen werden. Diese haben nunmehr die Kraft, die bei einfachen Lebewesen allen Zellen, dem ganzen Leibe zukommt, für sich allein: sie bilden aus sich heraus das Ganze von neuem, während der übrige Zellverband langsam altert und sich auflöst.

Aber wie dem auch sei: bestimmt wollte die Natur, als sie die ursprüngliche Form der Fortpflanzung aufgab und in allmählicher Entwicklung die geschlechtliche Zeugung herausbildete, nichts Neues schaffen. Nur unwesentliche Dinge sind aus Zweckmäßigkeit umgestaltet, im Grunde aber ist alles beim Alten geblieben.

Wenn wir uns daher das wahre Wesen des Daseinsablaufes ohne jede verhüllende Umkleidung in letzter Anschaulichkeit vor Augen führen wollen, dann müssen wir uns nur einmal vorstellen, daß auch wir Menschen uns noch in jenen Urformen fortpflanzen und verjüngen. Wir wollen uns

hineindenken in das merkwürdige Geschehen, auch der Mensch könne durch Teilung sich in zwei gleiche Wesen verwandeln. Welch eigenartiges Empfinden muß es sein, wenn ich weiß: morgen bin ich zwei, jeder von beiden werde ich sein und doch wird jeder von ihnen seinen eigenen Weg gehen, ein anderes Schicksal haben. Und wenn dann in langem, tiefem Schlaf diese Spaltung sich vollzogen hat und die zwei Wesen sich gegenübertreten, wie müßte das Erleben eigener Zweisamkeit im Innersten aufwühlen! Aber auch jene andere ursprüngliche Zeugungsform wollen wir auf menschliche Verhältnisse übertragen: die Leiber zweier Liebenden verschmelzen, während ihr Bewußtsein langsam verlischt, völlig miteinander und aus ihren verschmolzenen Leibern erst spaltet sich das neue Leben ab. Versunken für immer ist in diesem dunklen Wollusttraum der Verschmelzung alle Last von Erinnerung und Erfahrung. So kann das Junge, gemischt aus dem Alten und doch dasselbe immer noch, mit frischen Sinnen in das Leben treten, als beginne es mit ihm überhaupt zum ersten Male.

Dann allerdings würden wir über Geburt, Tod und Unsterblichkeit nicht mehr nachgrübeln. Ein Tod wäre ja nicht zu sehen. Der Gedanke aber, daß das einzelne Ich von allen anderen Wesen ewig getrennt durch die Weltalter schreite, würde uns widersinnig, ja lachhaft erscheinen. Wir würden wissen, daß die Spaltung in Einzelwesen nur ein Spiel des Augenblicks ist, daß im Zeitablaufe Getrenntes sich vereinigt und Vereintes wieder sich trennt.

Soll uns dieses Wissen für immer verschlossen bleiben, nur, weil sich bei uns Versinken und Wiederauftauchen, Trennung und Vereinigung zeitlich überschneiden und daher in ihrem wahren Wesen etwas schwerer zu erkennen sind?

Aber wo bleibt die göttliche Gerechtigkeit? Nun, was manche hierunter verstehen, wissen wir: ewige Seligkeit der einen und ewige Verdammnis der anderen. Aber dies wäre nicht eine ungerechte Weltordnung nur, sondern Welt**un**ordnung im tiefsten Grunde. Der Glaube an sie muß von jedem Einsichtigen wie eine Gotteslästerung empfunden werden — als eine Lästerung der letzten göttlichen Wirklichkeit. Denn es bedarf wahrlich nicht aberwitziger Erfindungskünste, um unser Bedürfnis nach Gerechtigkeit zu befriedigen. Die wirkliche Weltordnung trägt ihre Gerechtigkeit in sich: in dieser Welt, in der alles zu vergehen scheint und doch stets wieder in neuer Gestalt zum Leben drängt, in dieser Welt macht jeder alles durch.

Keiner braucht sich zu sorgen und Unruhe zu tragen, das Dasein könne ihm etwas versagen — jeder wird in immer verschiedenen Gestalten alles erleben, das tiefste Leid und das höchste Glück.

Freilich, der ichbefangene Mensch wird mit diesem Ergebnis kaum zufrieden sein. Er will seine höchstpersönliche Unsterblichkeit bestätigt wissen so, wie er sie auffaßt. Aber er möge einmal sagen, was er für eine solche im einzelnen fordert. Etwa ewige Fortdauer des Erinnerungszusammenhangs? Aber damit würde etwas verlangt, was weder möglich noch wünschenswert ist; auch der Seelenwanderungsglaube geht ja davon aus, daß die Erinnerung bei Tod und Wiedergeburt in der Regel erlischt. Verzichte ich aber auf die Fortdauer der Erinnerung an mein früheres Dasein, so kann ich auch aus einer Versicherung, daß dieses neuentstehende, mir gleichartige Wesen mein Ich ist, keinen allzupersönlichen Gewinn mehr ziehen.

Aber viele sind nun einmal so: man kann ihnen zu ihrer Unsterblichkeit verheißen, was sie wollen. Beruhigt sind sie erst dann, wenn das Verheißene auch ihre Sprache spricht. So gleichen sie in ihrer Einfalt jenem Pharao, der den einen Wahrsager auspeitschen ließ, weil er ihm voraussagte, er werde alle seine Freunde sterben sehen, den anderen aber königlich belohnte, nur weil dieser dasselbe mit den Worten sagte, er werde alle seine Freunde überleben.

Man könnte ihnen ja die Freude lassen zu glauben, daß gerade *ihr* Ich neu entsteht, denn sie glauben damit ja nichts eigentlich Falsches, sondern zwängen nur wahre Tatsachen in das Getriebe ihrer spießbürgerlich engen Vorstellungen.

Aber diese Duldsamkeit geht doch nicht an. Denn nie wird eine wahre Sittlichkeit entstehen, solange der Glaube an eine in ewige Ichheiten zerklüftete Welt unduldsam herrscht. In solch einem Glauben muß das Ichgefühl erstarren und das eigene persönliche Heil zur letzten Richtschnur allen Handelns werden. Nur die wahre Auffassung von unserem eigenen Wesen kann eine wahre Sittlichkeit begründen.

So werden auch die Grundsätze, die heute für unsere Lebenshaltung bestimmend geworden sind, durch diese alte Weisheit neu besiegelt und unterbaut. Auf ihrem sicheren Grunde stehend erkennen wir, daß es engstirnig ist, nur unser augenblickliches Ich zu wollen, daß wir vielmehr auch das

Geschick all der vergangenen und kommenden Geschlechter als letztlich unser eigenes bedenken sollen. Tiefster Sinn des Einzellebens ist, sich für das Ganze tätig einzusetzen. So allerdings kann nie erkennen, wer sich selbst als ewige, ungeschiedene letzte Wirklichkeit empfindet.

Aber auch die neuen Erkenntnisse und Grundsätze führen ihrerseits dieser alten Weisheit den Kraftstrom des pulsierenden Lebens zu, den sie braucht, um wiederum dieses Leben befruchten zu können. Wenn man sich früher selbstgenügsam oder verträumt darauf verließ, daß unsere Wesenheit irgendwo im unendlichen Raum und irgendwann in der ewigen Zeit wieder auftauche, wissen wir heute, daß aus dem Blutstrom unseres eigenen Volkes das uns Gleiche stets wieder neu geformt werden wird. Nicht mehr dahin geht unsere Sehnsucht und unser Glaube, daß wir in fremden Ländern oder gar auf einem anderen Weltenkörper wiedererstehen, sondern daß wir hier in diesem Lande und in diesem Volke wieder von neuem in das Leben treten.

Dieser Glaube läßt freilich auch zur unerbittlichen Gewißheit werden, daß alles, was nicht in *diesem* Leben wiederersteht, das einzig wirkliche Dasein verliert. Auch das Edle und Gute kann nur dann ewiges Leben gewinnen, wenn es lebendig sich fortpflanzt. Wer in tragischer Verblendung um eines erträumten Jenseits willen oder gar aus berechnender Selbstsucht wertvolles Blut versiegen läßt, der führt es keiner himmlischen Unsterblichkeit, aber auch keinem dauernden irdischen Glück zu, sondern überantwortet es dem Nichts, unwiderruflich für immer. Statt Träumen und Beten fordert daher unser Glaube werkgerechtes Verantwortungsgefühl und stete Arbeit für den Bestand und die Entwicklung dieses Lebens. Und wir können heute mehr denn je das beglückende Bewußtsein in uns tragen, daß diese Arbeit nicht vergeblich sein wird. Indem wir die Vererbungsgesetze erkennen und ihrer Wirksamkeit Bahn brechen, haben wir einen Weg beschritten, auf welchem wir bewußt und planvoll dem Ziele zustreben: in den künftigen Geschlechtern unseres Volkes nicht nur fortzuleben, sondern in und mit ihnen wiederzuerstehen als schönere und gesündere, frohere und edlere Menschen.





